

HANS KNEIFEL

# Der Arkonide und der Sonnenkönig

Planetenroman

Juli 1978

1.

Der weißhaarige Mann, der den Expeditionsgleiter nach Westen steuerte, hatte das Gefühl, sich langsam durch einen intensiven Traum zu bewegen. Von der Einschlagstelle des *Rätselhaften Meteoriten* führte der kaum erkennbare Pfad durch eine weite, hügelige Grasbene. Die Siedler nannten sie *Oudrys Vast*; aber in Wirklichkeit war kaum etwas von einer Wüste zu erkennen. Der Weg schlängelte sich nun über kleine Sandflächen hin, die jetzt, kurz vor dem Gewitter, stumpf unter dem letzten Licht der Sonne lagen. Die ausgewaschenen Felsen, die Wellen der Brandung, die ununterbrochen gegen den Stein hämmerten, die schwarzen, wilden Wolkentürme und die Sträucher und Büsche der Macchia nahmen einen unwirklichen Glanz an. Alle Kanten und Linien schienen vor dem Ausbruch des Gewitters funkeln Ränder in allen Farben des Spektrums einer fremden Sonne zu zeigen. Selbst von der Windschutzscheibe und den Armaturen des Gleiters gingen diese eigenartigen Elmsfeuer aus. Reynolds Stern IV verschwand hinter den Wolken. Der Schatten fiel über die Landschaft und verstärkte das Gefühl, eine phantastische Welt betreten zu haben. Das Funkgerät summte.

Der Mann nahm das Mikrofon aus der Halterung und zog es an der geringelten Schnur zu sich heran. Er steuerte mit der Linken und drückte den Kontaktknopf.

»Ja?« fragte er.

»Hier Funkabteilung des Schiffes. Wir erwarten Sie, Lordadmiral!«

Atlan zögerte ein wenig, dann erwiederte er:

»Ich bin auf dem Weg zum Schiff. Ich denke, ich komme mitten in einen schweren Gewittersturm. Vielleicht warte ich das Ende unterwegs ab. Machen Sie sich keine Sorgen.«

»Verstanden, Sir!« sagte der Mann in einer Abteilung des schnellen Schiffes. Sie waren hier auf der Kolonialwelt nach einem ereignisarmen Flug gelandet. Und was sie von den Spuren des *Rätselhaften Meteoriten* gefunden hatten, war herzlich wenig gewesen.

»Halten Sie sich an die Küste, Sir!«, schlug der Funker vor. »Wir haben gute Bilder. Dort stehen zwischen den Gärten und Plantagen große Steinhäuser. Vielleicht finden Sie dort eine Unterkunft.«

»Vielleicht!« erwiederte Atlan. Weit vor ihm witterte es. Das Knistern der atmosphärischen Entladung ließ den Lautsprecher zittern. »Ende.«

»Ende!« schloß der Funker.

Atlan steckte das Mikrofon zurück und legte wieder beide Hände an die Steuerung der schweren Maschine. Zweihundertsechzig Kilometer etwa lagen zwischen ihm und dem Schiff, und er hatte es keineswegs eilig. Er wollte das Gefühl, das ihn angesichts dieser faszinierend fremdartigen Landschaft befallen hatte, etwas länger auskosten. Sie hatten Zeit, jetzt, nach dem Fehlschlag der fast detektivisch abgelaufenen Sucharbeit.

»Ein merkwürdiges Land ...!« murmelte der Arkonide.

Sie hatten den Meteoriten verfolgen wollen, aber er war schneller gewesen, als die Schiffsmannschaft des Explorers ausgerechnet hatte. Das Schiff der USO kam gleichzeitig mit dem Meteoriten vor dem Planeten an. Das kosmische Geschoß begann bereits in den dünnen atmosphärischen Schichten aufzuglühen. Nichts hatte dem Aufprall widerstehen können. Kein Stein der seltsamen Ruinen, keine der in Weltraumkälte erstarrten Brücken und abbröckelnden Mauern, kein Rest der unbekannten Kultur. Die Aufschlagenergie vernichtete,

was den Sturz durch die dichteren Schichten der Lufthülle von Reynolds *Einzigem Planeten* überstanden hatte.

Der Gleiter schwebte jetzt drei Handbreit über dem Boden. Der Pfad wich nach links aus, zum südlichen Ufer. Wieder zuckte im Westen ein Blitz herunter; durch das Summen der Maschinen hörte Atlan nach einigen Sekunden das Grollen des Donners. Atlan drückte auf einen Knopf, und das Verdeck faltete sich nach vorn und rastete ein. Eine Seitenscheibe stieg summend hoch.

Sie hatten den ganzen Tag gearbeitet. Auch der Arkonide war, trotz seines Zellaktivators, müde geworden. Die Mannschaft flog mit der Space-Jet voraus, und Atlan wollte langsam entlang des Meeres mit dem Gleiter zurückschweben. Dann hatte er die Sturmwarnung erhalten – jetzt mußte er sich entscheiden. In einer halben Stunde würde die Nacht hereinbrechen. Es gab hier am Äquator eine außergewöhnlich kurze Dämmerung.

»Ich glaube, ich werde den Vorschlag des Funkers befolgen!« überlegte Atlan und bremste ab, als der Gleiter auf der Kuppe eines Hügels schwebte.

Wieder blitzte es, wieder krachte der Donner. Die Wellen draußen, jenseits der Bucht, bekamen weiße Schaumkronen. Atlan nickte, sah sich langsam um und bemerkte weit draußen, auf einer Halbinsel, die wie ein gekrümmter Zeigefinger aussah, ein Haus mit Funkantenne und hohem, weißem Kamin.

»Das Gewitter wird verdammt gefährlich!« stellte er fest und schob die Steuerung wieder vor. Der Gleiter setzte sich in Bewegung und glitt den Hügel hinunter. Einige Minuten später befand sich Atlan im Zentrum des Unwetters.

Rings um ihn zuckten lange Blitze, unaufhörlich schmetterten die Donnerschläge. Die Felsen schienen zu bebren. Noch nicht ein einziger Tropfen war gefallen. Atlan schaltete sämtliche Scheinwerfer des Gleiters ein und versuchte, vor sich den Weg zu erkennen. Er

hatte nicht die geringste Furcht inmitten dieses Infernos aus zuckender, kalkiger Helligkeit, die seine Augen blendete, und dem entfesselten Lärm des Donners. Dann begann es zu regnen.

Zuerst sah er vor sich auf einer ausgetrockneten Schlammfläche winzige Explosionen von Staub. Dann schlugen die Tropfen auf das Verdeck des Gleiters. Es klang wie fallender Kies oder wie winzige Meteoriten. Und schließlich rauschte ein dichter Vorhang aus Wasser vom Himmel. Schlagartig nahm die Sichtweite ab. Im Licht der Scheinwerfer und in den kurzen Intervallen der mächtigen Blitze sah Atlan die Bahnen der Regentropfen. Hin und wieder glaubte er, weit vor sich ein Licht aufblitzen zu sehen – das Haus der Siedler?

»Ich sollte, glaube ich, dorthin steuern!«

Die Traumlandschaft rings um ihn war zu tosendem Leben erwacht. Aus der Dunkelheit schälten sich die Umrisse von Fabelwesen und surrealistischen Bauwerken, Felsen, Bäumen, Buschgruppen. Ein geheimes Leben erfüllte sie. Dort! Das Licht. Atlan schob die Steuerung in die Richtung, und der Gleiter näherte sich dem Rand einer Plantage, die zum Schutz gegen größere Tiere mit einem leuchtenden Schwach-Energiezaun umgeben war. Dahinter, jetzt sah er es deutlich, leuchtete ein helles Licht durch eine große Glasscheibe. Atlan lächelte: Seine einzige Angst war gewesen, die Richtung nicht einhalten zu können. Plötzlich freute er sich auf die Geborgenheit eines Raumes, auf die Gesellschaft von Menschen. Er schwebte langsam durch das Gewitter, sah einen breiten Kiesweg zwischen Mauern aus Naturstein, die in ihrer Exaktheit nur von Robotern errichtet sein konnten.

Ein Namensschild leuchtete stechend auf, als die Scheinwerfer die Steintafel streiften. SU MARINERI war zu lesen – was immer es bedeutete.

»Langsam wird es ungemütlich!« sagte sich der Arkonide. Sein Extrasinn meldete sich.

*Das Gewitter ist eine Gefahr für dich! Es ist eine Schlüsselsituation — du mußt in die Nähe von Menschen kommen!*

Schlüsselsituation?

Das konnte nur bedeuten, daß sein unbestechliches Extrahirn in Verbindung mit seinem photographisch genauen Gedächtnis herausgefunden hatte, daß Erinnerungszwang auftreten würde, wenn er noch länger durch dieses Chaos aus Helligkeit und Geräusch schweben würde. Er nickte;

dieses Risiko ging er freiwillig nicht ein. Er beschleunigte das Fahrzeug etwas, steuerte es entlang der Kurven des Weges und kam in den Bereich der Windschatten alter, weit ausladender Bäume. Das rasende Hämmern der Regentropfen auf das Verdeck des Gleiters ließ nach. Vor Atlan wurde das Licht aus den Fenstern des Hauses heller, halb verwischt durch den Regenvorhang.

Der Gleiter passierte einen Wachstrahl, unterbrach die optische Schranke und hielt dicht neben dem Eingang. Langsam schaltete der Arkonide die Maschinen aus, und der Gleiter senkte sich auf den knirschenden Kies. Dicht neben der linken Tür begann eine Art Pergola aus Balken und Stahlelementen, über und über von Pflanzen bewachsen, deren Blätter im Licht der Scheinwerfer vor Nässe glänzten.

Atlan schaltete auch die Scheinwerfer ab, verließ mit einem Sprung den Gleiter und duckte sich in den Windschatten der Pergola. Zehn Meter von ihm entfernt öffnete sich eine breite Tür. Hinter der Silhouette eines Mannes sah Atlan das rötlichgelbe Glühen eines Feuers.

»Willkommen!« rief der Mann und schaltete die verborgene Beleuchtung in den Bohlen der Pergola ein.

Atlan rannte durch den Regen und blieb neben dem Mann stehen.

»Danke«, sagte er. »Ich bin einer aus dem USO-Schiff, das irgendwo im Westen steht. Haben Sie vielleicht ein trockenes Plätzchen für mich?«

»Selbstverständlich!« Sie schüttelten sich die Hände.

»Ich kenne Sie. Sie sind Atlan, Lordadmiral der USO, ja?«

Atlan grinste seine Gegenüber an, während sich die schwere Tür wieder schloß. Sie standen in einer großen Halle, die vom Licht aus einem gewaltigen Kamin schwach ausgeleuchtet wurde. Ein Blitz und der augenblicklich folgende Donnerschlag unterbrachen das Gespräch. Atlan steckte die Finger in die summenden Ohren und erklärte:

»Ich bin allerdings privat hier. Wir versuchten, den Meteor einzufangen, aber wir hatten kein Glück. Sie haben den Erdstoß gespürt?«

Jetzt erst, als sie sich dem Zentrum der Halle näherten, sah und begriff Atlan mehr von seiner neuen Umgebung. Zuerst hörte er Musik, die aus unsichtbar eingebauten Lautsprechern kam. Er dachte sekundenlang nach, dann hatte er die Musik identifiziert. Er erschrak! Er hatte sie schon einmal gehört. Nein. Mehrmals natürlich, aber damals, als sie uraufgeführt worden war, *Medee*, von *Marc Antoine Charpentier*, dem Kirchenkapellmeister von Paris.

»Möchten Sie sich nicht setzen und einen Schluck von unserem Wein trinken?« erkundigte sich sein Gastgeber.

»Ja, danke!« murmelte Atlan und folgte dem Mann.

Die Halle maß mehr als fünfzehn zu fünfzehn Meter und war nicht höher als drei Meter. Weiße, unregelmäßig verputzte und von Altersspuren übersäte Wände. Möbel in modernen Formen, aber in klassischen Materialien. Holz, schwere Stoffe, Leder und Glas. Vor dem Feuer standen drei besetzte und ein leerer Sessel, dazwischen niedrige Tische.

*Verlasse dieses Haus! Es ist eine Gedankenfalle!* tobte der Extrasinn. *Die Erinnerung wird dich einholen!* Türen und Fenster, Durchgänge und sämtliche Mauern waren bewußt unregelmäßig gearbeitet worden. Eine breite Wendeltreppe führte in höhergelegene Räume. In schwere Glassitplatten verschweißt, loderten intensiv farbige Grafiken an den Wänden. Der Duft von harzigen Scheiten und einem schweren, roten Wein durchzog den Raum.

»Mein Name ist Fancisco Doyen«, sagte der grauhaarige Mann und blieb hinter einem Sessel stehen. »Das ist unser Gast, Lordadmiral Atlan. Gabrielle Doyen, meine Frau, Antoinette, ihre Mutter, und das ist Le Rond d'Alambert, mein Assistent.«

Atlan begrüßte die Personen, und Fancisco reichte ihm einen Pokal voll würzig riechenden Weines.

»Sie machen einen überarbeiteten Eindruck, Sir!« sagte Doyen.

Die Musik war lauter geworden. Medeas Klage hallte durch den Raum. Der Donner und die Blitzschläge umrahmten die Barockarie. Wieder zerrte die Erinnerung an Atlans Nerven. Ein Windstoß ließ die Flammen des Kaminfeuers heller auflodern, und Atlan erkannte die Gesichtszüge

der vier Personen deutlicher. Die Frau, nicht viel jünger als hundertfünfzig Jahre, saß regungslos im Sessel und sah ihn an. Auch ihr Gesicht weckte Erinnerung in ihm.

»Ich bin nicht überarbeitet«, stellte Atlan fest und hob den Pokal. »Aber dieses Gewitter, diese Umgebung hier – sie wecken Erinnerungen in mir, denen ich nicht ausweichen kann.«

»Gute oder schlimme Erinnerungen?« erkundigte sich der Assistent.

»Wenn jemand so alt geworden ist wie ich«, bekannte der Arkonide und setzte sich in den Sessel, den Fancisco Doyen herangeschoben hatte, »dann sind auch die bittersten Erinnerungen zu weniger schlimmen geworden.«

Das Gewitter zog weiter nach Osten.

Die Blitze waren weniger grell und schlügen ferner und hinter den Hügeln ein. Die Donnerschläge ließen an Lautstärke nach. Aus dem hagelartigen Regen war ein milder Schauer geworden, der ringsum das trockene Land bewässerte. Von außen drang durch offene, kleine Fenster das Rauschen herein. Der Geruch des Feuers wurde abgelöst von dem frischen Windzug, der

durch die Halle wehte. Nur der Wein roch noch unverändert süß. Die Barockoper erfüllte den Raum mit ihren Klängen. Die gesamte Umgebung schien tatsächlich listenreich wie eine Falle aufgebaut worden zu sein, eine vollkommene Kulisse für Atlans Erinnerungen. Er fühlte, wie langsam der untergründige Zwang von ihm Besitz ergriff.

*Noch einige Minuten in der Zone, und du mußt reden! Der Regen läßt nach – verlasse dieses Haus!* schrie der Extrasinn.

Atlan schüttelte den Kopf. Er fühlte sich müde, zerschlagen. Noch konnte er aus der Gedankenfalle fliehen, aber die Umgebung, das Feuer, der Wein und die Musik bannten ihn in seinen Sessel. Er begann zögernd, nachdem er einen langen Schluck genommen hatte:

»Das alles hier kommt mir bekannt vor. Ich bin einst in einem wütenden Gewitter in ein Haus gekommen, das Ihrem Haus sehr ähnlich war. Allerdings kam ich nicht allein, sondern mit einem Mädchen mit blauschwarzem Haar.

Warum ist Ihr Haus so gebaut, Fancisco?«

Doyen sagte ruhig:

»Es ist der Stil der Gegend. An dieser Küste werden Früchte und Wein angebaut. Die unterirdischen Robotfabriken verarbeiten sie weiter. Wir haben uns entschlossen, den Bautrupps diese Formen und diese Materialien einzuprogrammieren. Die Bauten sind in die Landschaft integriert.«

»Ich verstehe«, sagte Atlan und sah in die Flammen des Feuers. »Und warum spielen Sie diese uralte Musik?«

*Du rennst mit offenen Augen weiter!* tobte das Extrahirn. *Du provozierst deine Erinnerungen. Du weißt, wie schmerzlich sie sind!*

»Weil uns diese Musik gefällt!« sagte Antoinette Doyen.

Sie blickte Atlan an. Ihm schien es, daß sie ihn erkannte. Zwischen dieser Frau und ihm bestand plötzlich eine Verbundenheit, die ihm unbegreiflich war. Ihr Gesicht, die Art ihrer kontrollierten Bewegungen ... das alles kannte er. Obwohl es unmöglich war, sagte er sich.

Schließlich fragte die junge Frau:

»Sie erinnern sich also, ausgelöst durch Umgebung, Gewitter und Musik, an einen Teil, an eine bestimmte Zeit Ihres langen Lebens?«

»Meines langen Lebens auf dem Planeten Erde«, stimmte Atlan zu. »Ich habe die Wahl. Entweder verlasse ich jetzt fluchtartig dieses Haus und beleidige meine Gastgeber, oder ich falle in Trance und berichte aus dieser gewissen Zeit.«

*Noch ein Schluck Wein! Noch zehn Takte Musik von Charpentier!* rief der Extrasinn. *Und du mußt berichten!*

Atlan zuckte zusammen, als die Musik lauter wurde.

Die Kulisse seiner Gedankenfalle schloß sich wie Protoplasma um ihn. Die Wände schienen näherzurücken. Vom Kamin ging eine schwache Glutwelle aus. Stimmen und

Gesichter, Gerüche und Klänge verbanden sich zu einer gewaltigen Woge, die ihn ergriff und mit sich wirbelte. Schweiß trat auf seine Stirn. Er sagte leise, und seiner Stimme war anzuhören, daß er sich zur Konzentration zwang:

»Ich werde Sie mit dieser Erzählung belästigen müssen. Ich kann nicht mehr anders.«

Er befand sich in der unsicheren Zone zwischen Bewußtsein und Trance. Noch hatte der Extrasinn in Verbindung mit dem perfekten Gedächtnis und der Erinnerung nicht die Herrschaft über den Arkoniden übernommen, aber das wache Bewußtsein wurde mehr und mehr zurückgedrängt.

»Es wird zweifellos keine Belästigung sein!« sagte der Gastgeber. »Können wir Ihnen irgendwie helfen?«

»Ich glaube nicht!«

Er schloß die Augen und sank in sich zusammen. Unmerklich entspannte er sich. Er atmete tief und schwer. Mühsam hob er den Pokal und trank ihn leer, dann lösten sich seine Finger, und der Metallgegenstand rollte über seine Oberschenkel und Knie zu Boden. Es gab ein schepperndes Geräusch. Dann riß ihn die Welle der Erinnerung fort. Minuten vergingen. Doyen schaltete das Band ab, die Musik erstarb.

Als habe er plötzlich neue Kraft geschöpft, richtete sich Atlan auf. Er öffnete die Augen und sah nacheinander in die vier Gesichter. Als ihn die grünen Augen der älteren Frau trafen, begann er zu zittern. Atlan sagte überraschend klar:

»Es war damals, nach dem Abenteuer mit dem Samurai von den Sternen. Ich wurde wieder geweckt, als der Absolutismus in Europa seinen Höhepunkt erreicht hatte. Ein Raumschiff war in der Gegend von Paris gelandet. Und ich hatte ein Mädchen bei mir, Tairi No Chiyu, eine junge Japanerin.«

Die klugen Augen der alten Frau hingen an seinem Gesicht. Er merkte es nicht. Aber Antoinette Doyen begann zu ahnen, daß auch sie nichts anderes war als eine winzige Schachfigur auf einem Brett unbekannter Größe. So wie Atlan. Jemand schob sie hin und her.

»Versailles?« fragte Antoinette.

Atlan nickte. Dann wurde sein Blick wieder klar. Sein Körper gehorchte seinem Extrahirn und dessen Einflüssen. Atlan begann zu sprechen.

2.

Es waren vier Personen, und sie schienen in kein Schema hineinzupassen. Jedenfalls hatten sie überall, an allen Plätzen des Kosmos, den sie kannten, bemerkenswert wenig Glück gehabt.

Dié saß an der Steuerung des Schiffes, als die gelbe Sonne sich deutlicher auf dem Vorausschirm abzuzeichnen begann.

»Vielleicht können wir auf dieser Welt Nyder helfen. Oder Hilfe bekommen. Sofern es eine solche ›Welt‹ in diesem System überhaupt gibt.«

Troy widersprach, nachdem er die Sonne aufmerksam studiert und eine sorgfältige Analyse angefertigt hatte.

»Erfahrungsgemäß haben Sonnen dieses Typs Planeten an sich gebunden. Hier ist der Beweis. Gravitationsschwankungen größerer Ausmaßes.«

»Danke«, sagte Dié und richtete den Kurs ein, so daß das Schiff in kurzer Zeit innerhalb der Ekliptik in den normalen Weltraum gehen würde.

»Landen wir endlich?« stöhnte Nyder auf.

»Geduld!« mahnte Dié und schickte das Schiff zurück in den Überraum.

Sie alle hatten eine lange, verworrene Geschichte hinter sich.

Sie waren kosmische Wanderer, die sich nichts sehnlicher wünschten, als einen Platz, an dem sie landen und irgendwann sterben würden. Die Hälfte ihrer voraussichtlichen Lebensdauer war abgelaufen, und wenn es nicht gelang, ein bestimmtes Blutplasma zu bekommen, endete Nyders

Leben noch hier im Schiff.

Es wäre ein Glücksfall, hier einen Planeten zu finden, auf dem es denkende Wesen ihrer Art gab.

Da war die Sache mit den Fischmenschen auf *Erathmus, Pant Kyrrus II.* Dié, die wohl aktivste von allen vier »Wanderern«, dachte nach, während das Schiff sich durch die körperlosen Schleier des Unsichtbaren Universums bohrte. Sie hatte sehr genaue Vorstellungen von dem Planeten, den sie suchten. *Eine Welt, die sich in einer Phase von Kultur und Zivilisation befand, die unterhalb derjenigen ihres Heimatplaneten lag.*

*Wasser und Land, Sauerstoffatmosphäre und Wesen, die ihnen glichen. Nicht solche wie die Fischmenschen von Erathmus. Aufrechtgehende, denkende und redende Menschen. Solche, die gern tranken, gern Geschichten erzählten und noch lieber solche hörten, die Musik kannten und Bauwerke errichteten. Etwas Handfestes etwas Wesentliches.*

*Die Geschichte der beiden Paare war lang und erlebnisreich. Wollte Dié — sie auf einen Nenner bringen, würde die Formulierung so oder ähnlich lauten: Wo auch immer sie sich aufgehalten hatten, welche Arbeit sie annahmen, welche Konditionen sie forderten — überall stellten sie nach kurzer Zeit fest, daß sie ausgenutzt wurden, und daß niemand ihre Begabung erkannte. Die Begabung wurde nicht gebraucht. Sie bestand bei allen vier darin, daß sie versuchten, die ernsthaften Aufgaben ihres Lebens mit einer größtmöglichen Menge an Spaß, Humor und Freude zu erledigen. Damit gingen sie jeder anderen Gruppe auf die Nerven. Würde es auf diesem Planeten auch so sein?*

»Dié – wie liegt der Kurs?« stöhnte Nyder.

Er lag mit einem gebrochenen Arm und einem schwer verstauchten Knöchel des rechten Fußes hilflos in der schweren Körperformliege. Vor einigen Tagen war er die Treppe vom Steuerraum hinuntergestürzt, als er die Maschinen nachsehen wollte. Nun, das Schiff war ohnehin nicht mehr viel wert ... Diese Milchstraße würden sie auf keinen Fall mehr verlassen können.

»Noch einige Sekunden, dann sind wir auf der Bahn des vierten Planeten!« sagte die junge Frau. Sie fragte sich zum hundertstenmal, ob ihre Schönheit auf einem der Planeten, auf dem sie gelandet waren, ein Hindernis gewesen war oder ein Vorteil. Jedenfalls war sie fest entschlossen, auf der nächsten vielversprechenden Welt zu landen und – *zu bleiben*.

Verga kam aus der Kombüse.

»Hat jemand Appetit? Ich habe die letzten tiefgekühlten Lebensmittel in den Herd gesteckt. Wir werden in diesem System neuen Proviant aufnehmen müssen.«

»Bring mir etwas. Ein Stück Braten, einen Schluck von diesem gelben Algenwein von Erathmus, ja?« bat Dié.

»Mir dasselbe!« sagte Nyder. »Und eine Schmerztablette.«

Er mußte sich sehr schlecht fühlen, wenn er um ein Medikament bat, dachte Troy, der zweite Mann der Gruppe. Sie hatten Nyder nicht die ganze Wahrheit gesagt. Auf Erathmus, unter den sengenden Strahlen der Sonne und des radioaktiven Satelliten, hatte sein Körper mehr gelitten als die Körper der anderen drei kosmischen Vagabunden. Wenn er nicht bald in eine bessere Umgebung kam, würde er noch vor Verlassen des Schiffes sterben.

»Achtung«, sagte Dié. »Wir verlassen den Überraum.«

Sekunden später schwang sich das Schiff in einer Folge knirschender und knisternder Geräusche in den dreidimensionalen Weltraum zurück. Dié drosselte die Geschwindigkeit und aktivierte eine Serie kleiner, aber ungewöhnlicher Geräte. Vor ihnen tauchte ein roter Planet auf.

Troy murmelte:

»Der vierte Planet dieses Systems – nach den Aussagen unserer Detektoren?«

»So ist es.«

»Schaltet die Spürsonden ein! Ich will endlich aus dieser Stahldose 'raus!« rief Nyder laut.

»Keine Sorge. Dein Wunsch deckt sich mit unserem Vorhaben!« sagte Verga, die mit einem Tablett voller Essen den Pilotenraum betrat.

Das schnelle, schlanke Raumschiff ging in eine Kurve. Es hatte sich in einer Geraden der Sonne genähert und wich jetzt seitlich aus. Es raste auf den roten Planeten zu, wurde abermals langsamer

und schwenkte in eine enge Kurve ein. Die Kugel wuchs an, die sterile Oberfläche wurde deutlicher. Eine Reihe von Tests wurde durchgeführt, und schließlich, als ein Summer ertönte, erschienen auf einem Schirm die Daten des ersten Analysedurchgangs.

»Nichts. Tot!« sagte Dié traurig.

»Wie steht es mit den äußeren Planeten?« wollte Nyder wissen.

»Negativ!« erwiderte Dié und drehte sich halb herum. »Sie sind außerhalb der ökologischen Zone. Kalt und unwirtlich.«

»Bleiben Nummer eins, zwei und drei!« stellte Troy fest.

»Nicht Nummer eins!« schränkte Dié ein. »Wir haben nur noch zwei Planeten zur Auswahl. Ich werde jetzt den dritten Planeten suchen und anfliegen.«

»Einverstanden!« sagten Troy und Verga.

Das Schiff verließ auf einer langen Tangente den Flugkreis um den toten Planeten. Wieder arbeiteten die Massendetektoren und suchten den interplanetaren Raum ab. Das Auge der gelben Sonne leuchtete stärker. Eine gespannte Atmosphäre begann sich in der geräumigen Pilotenkanzel auszubreiten. Niemand sprach.

*Nyder:* ein Mann, dessen Fähigkeiten sich nicht genau umreißen ließen. Er war eine Naturbegabung. Ein abenteuerliches Leben hatte ihn dazu gebracht, daß er viel und ununterbrochen gelernt hatte. Er vermochte zwar nicht, die subminiaturisierten Geräte zu reparieren, aber er konnte schweißen ebenso gut wie mit einem harkyanischen Degen fechten. Gab man ihm eine Explosionswaffe in die Hand, traf er, was er wollte. Und er konnte offensichtlich jedes Getränk bereits vom Anschauen testen. Diese seine Überlegungen stimmten in neunundneunzig von hundert Fällen. Musik und phantastische Geschichten hebte er besonders. Und jetzt würde er sterben, wenn dort in der Nähe der gelben Sonne nicht ein geeigneter Planet seine Bahn zog.

*Verga:* Sie liebte Pflanzen, Ordnung und Bauwerke. Es gab nur wenige Erkenntnisse, die sie nicht verwerten konnte – sie hatte eine Lawine von Wissen auf allen Planeten gesammelt, die dieses kleine Team besucht hatte. Es waren mehr als zwei Dutzend gewesen. Sie war schlank, groß und schön. Für Männer wie Troy und Nyder zweifellos nichts Ungewöhnliches, aber auf den Welten, auf denen sie adäquate Völker getroffen hatten, war Vergas Schönheit stets Gegenstand vielfältiger Bewunderung gewesen. Sie konstruierte leidenschaftlich gern Maschinen – ohne Rücksicht, ob diese Geräte nützlich waren oder nicht. Als sie versuchte, einen Volksstamm, der in einer sturmdurchstossen Wüste lebte, mit windgetriebenen Wasserpumpen auszurüsten,

klagte man sie der Blasphemie an und jagte sie hinaus in die Einöde.

Was erwartete sie von dem Planeten, der ihrem Weg am nächsten lag?

Vermutlich nichts anderes als alle anderen: *Ruhe und Frieden*.

»Wann kommen wir endlich in die Nähe dieses verdammten Planeten?« schrie Nyder auf.

»Wir wissen nicht einmal, ob es dort einen Planeten gibt. Und, wenn es ihn gibt, ob er so ist, wie wir ihn uns wünschen. Und wir können nicht einmal ahnen, ob es dort vielleicht auch nur mehr als ein einziges lebendes Wesen gibt.«, Er winkte ab und brummte: »Schon gut!«

*Troy:* Er war eine Art Wissenschaftler für vier verschiedene Disziplinen. Er beherrschte sämtliche Kriegskünste, war ein hervorragender Geschichtswissenschaftler, kochte geradezu meisterhaft und mit Hingabe und beherrschte die Einrichtung des Schiffes von der Radarnase bis zu den Heckdüsen. Er war der Lustigste von ihnen und zugleich der Trinkfesteste. Er schien den Alkohol, den Nyder testete, mit der gleichen Hingabe zu lieben wie das Komponieren von exquisiten Gerichten. Seine körperliche Zähigkeit, Stärke und Ausdauer waren bemerkenswert.

Das Schiff näherte sich jetzt dem dritten Planeten.

»Ein gutes Bild!« sagte Dié.

»Ein hoffnungsvolles Bild. Und so verdammt rund!« knurrte Nyder.

Sie sahen den blauen Planeten, nachdem das Schiff wieder eine Kurve eingeschlagen hatte. Er war fast völlig von der Sonne angestrahlt, und das spirale Muster der weißen Wolkenstrukturen begeisterte sie.

»Detektoren an, Mädchen!« Troy s Gesicht mit den scharfen Zügen glühte vor Erwartung und

Konzentration.

»Detektoren eingeschaltet!« sagte Dié.

Sie war die jüngste und schönste der Gruppe. *Dié* — Sie war eine der besten Pilotinnen. Mit Maschinen aller

Art schien sie geradezu verwachsen zu sein. Alles, was flog, fuhr oder tauchte — Dié besaß ein intuitives Verhältnis dazu. Und sie litt von allen am meisten unter dem Mangel an Gesellschaft, an einer Umgebung, in der sie ihre Talente entfalten konnte.

»Und was sagen diese kleinen Spürdinger?« wollte Troy wissen und beugte sich vor, eine dicke, heiße Bratenscheibe, zwischen zwei Brotstücken in der Hand.

»Sie sagen zunächst, daß die Luft für uns atembar ist. Warten wir die Analyse ab ...«

Dié sah zu, wie sich auf dem Schirm die Symbole und die Zeichen ordneten. Während das Raumschiff sich mehr und mehr dem Planeten näherte, erkannten die vier kosmischen Vagabunden, daß die Atmosphäre des dritten Planeten genau die Spezifikationen aufwies, die sie zum Leben brauchten. Das schloß ungeachtet anderer Testergebnisse, die Annahme ein, daß auch die übrigen Konditionen entsprechend waren. Etwa eine Stunde später starrten sich Dié und Troy an. Dié sagte nachdenklich:

»Es scheint, daß wir einen Glückstreffer gezogen haben. Dort können wir landen und leben.«

Verga meinte langsam:

»Trotz der Bestätigung, daß es dort unten Spuren intelligenter Wesen gibt, schlage ich vor, daß wir in einem Gebiet landen, in dem es Nacht ist. Die Dunkelheit ist die Freundin vorsichtiger Besucher.«

»Ich bin deiner Meinung. Nur ... landet bald!« stöhnte Nyder.

Das Schiff schlug eine Umlaufbahn ein. Sie gingen tiefer und kamen in die Zwielichtzone, die in vierundzwanzig Stunden etwa einmal um diese Welt wanderte. Meere tauchten auf, Küsten und Wälder und die mäanderartigen Bänder von breiten Flüssen. Vergrößerungen wurden geschaltet, und man sah die Siedlungen, die Straßen und Brücken. Schweigend bereiteten sie sich auf die Landung vor. Sie kamen in die Nähe des westlichen Randes des größten, in der Linie des Äquators verlaufenden Kontinentes in eine günstige Position und schalteten einige tausend Meter über dem Boden die geräuscharmen Antischwerkrafttriebwerke an. Summend senkte sich das Schiff. Dié steuerte einen Platz an, der die optimalen Bedingungen bot.

Es gab Wasser und frische Luft, die jenen abgestandenen, aseptischen Luftstrom ablösen würde, der aus den Exhaustoren kam. Es gab Wasser, in dem man Fische fangen würde, Wald, in dem jagdbares Wild und Vögel zum Braten gefunden werden konnten. Und die nächste Siedlung — ein kleines Dorf mit einem Wegesystem und einem schloß ähnlichen Gutshof — war nicht sonderlich weit entfernt.

»Wie steht es mit dem Virentest und der Bakterienanalyse?« erkundigte sich Troy leise.

»Die Geräte laufen bereits.«

Neben Dié standen Troy und Verga. Sie blickten die Schirme an, die ein Infrarotbild der Landschaft wiedergaben. Eine ruhige, nicht zu hügelige Gegend breitete sich um sie aus. Langsam sank das Schiff auf die breiten Teller der Landebeine, federte ein. Das Summen der Maschinen erstarb im selben Moment.

»Wieder ein Versuch. Hoffentlich ist es der letzte!« ächzte Nyder.

Sie dachten alle dasselbe:

Wenn dieser Planet und diese Bevölkerung unsere Begabung brauchen kann und uns dafür in angemessener Art entlohnt, bleiben wir hier und vergessen die Weiten des Kosmos.

Als die Luken aufglitten, die Laderäume entlüftet wurden und die kühle, frische Luft der ersten Jahreszeit ins Schiff strömte und von den Ventilatoren auch in die Pilotenkabine gedrückt wurde, sagte Dié:

»Wir werden einen Planetarier fangen und sein Blut untersuchen. Und dann gehen wir daran, Nyder zu helfen.«

»Vergeßt die Sprache nicht!« meinte Nyder und versuchte einzuschlafen.

Die Tests waren erfolgreich verlaufen.

Das Schiffsmetall kühlte sich ab. Hier würden sie bleiben können. Ob sie bleiben durften, würde sich erst herausstellen. Man brachte Nyder in seine geräumige Kabine und verließ, bewaffnet und mit großer Vorsicht, das Schiff.

Noch in dieser Nacht entdeckten Dié, Troy und Verga das Landschloß und das Dorf. Sie waren unweit von der Hauptstadt eines Landes gelandet, das sich Frankreich nannte. Hier wuchs Wein, hier wurde geerntet, hier gab es Pferde. Der Reiter, der an ihrem Versteck vorbeikam, diente ihnen als Testobjekt.

Ein Lähmschuß fauchte auf, gleichzeitig sprang Troy dem Pferd in die Zügel. Sie entnahmen dem Mann einen Liter Blut, setzten die Sonden an und entnahmen seinem Verstand, der sich nun nicht mehr wehren konnte, eine Menge Daten.

»Wir haben Plasma, und wir haben die Sprache«, sagte Troy, als sie zum Schiff zurückflogen.

»Und wir haben ihn in einer Verfassung zurückgelassen, die ihn glauben lassen wird, er sei vom scheuenden Pferd gefallen.«

Sie verwendeten die nächsten Tage dazu, sich anzugleichen. Die Arbeit des Integrierens dauerte rund eine Woche.

Dann waren sie bereit – dieses Verfahren hatten sie oft genug praktiziert; sie beherrschten es bis zum Überdruß. Sie bemerkten jedoch bei allen ihren Ausflügen die kleine Kugel nicht, die ihnen in angemessenem Abstand folgte.

Das Schloß ...

Die Kleidung und die Sitten ...

Die Arbeit der Bauern und Schankwirte, der vielen Handwerker und des Scharfrichters ...

Gebäude, Bücher und Gedanken. Diskussionen und Überlegungen. Die Beziehungen der Menschen untereinander ...

Nach sieben oder mehr Tagen war Nyder fast gesund. Nach dieser Zeit beherrschten die vier kosmischen Vagabunden die Sprache. Nur noch winzige Einzelheiten würden sie verraten. Aber dagegen gab es Mittel und Methoden. Sie erfuhren alles. Und der Robotspion erfuhr, was sie entdeckten.

Er meldete alles einer unbekannten Instanz. Schließlich rüsteten sich die vier Vagabunden aus und wagten den ersten Vorstoß in die Zivilisation des fremden Landes. Ihr Ziel war der frühe Abend im Schloß. Dort, hatten sie erfahren, würde ein Fest gegeben werden. Sie meldeten sich nicht an, aber sie würden als Gäste aus einem fernen Land erscheinen. Man würde sie aufnehmen wie exotische Freunde. Sie kamen aus dem großen Reich im Osten.

Zur gleichen Zeit näherte sich Atlan ihrem Schiff.

3.

Selbst die Einzelvorgänge einer Routine können immer wieder aufregend sein. Ich sah den Kopf meines Roboters Rico; gleichzeitig mit der Fähigkeit, nach einem langen Tief schlaf sehen zu können, schienen auch meine Gedanken erwacht zu sein. Ich begann meinen Körper zu spüren und sah, wie sich meine Brust mit dem Zellaktivator hob und senkte.

»Gebieter«, sagte Rico und hantierte mit den Apparaten der Erweckungsanlage. Auf einem riesigen Schirm vor mir zogen die Bilder aus der Inselwelt der Südsee, »ich habe dich wecken müssen.«

»Ist ... ist ein Schiff gelandet?« krächzte ich.

»Ja. Ein Schiff mit vier Insassen. Sie scheinen absolut menschlich zu sein. Ich habe alles mit den Spionsonden aufgenommen.«

Ich sah die letzten Bilder: das Haus, in dem ich mit Tairi gewohnt hatte, den alten, klugen Samurai und die Palmen. Langsam verblaßten die Bilder und die Geräusche. Sie hatten mich in der ersten

Zeit nach dem Aufwachen davor bewahrt, wahnsinnig zu werden – der Anschluß an erlebte Abenteuer war hergestellt. Und auch der Anschluß an meine bitteren, resignierenden Gedanken.

»Wo ist es gelandet?« Mein Kehlkopf kam langsam unter die Kontrolle der Nerven und Muskeln. Ich fühlte mich zerschlagen und unausgeschlafen. Ricos Stimme war mir vertraut; jahrtausendelang war er mein einziger »Freund« gewesen. Ich versuchte mich aufzurichten, aber die Armmuskeln begannen zu zittern. Ich war noch zu schwach ... Plötzlich erinnerte ich mich, daß neben mir Tairi schlief, die junge Japanerin.

»In einer Kulturlandschaft, die du kennst. Nahe der Hauptstadt Paris.«

Ich zwinkerte. Durch meinen Kreislauf flössen die belebenden Medikamente. Die Batterie vertrauter Geräte, die meinen neuen Start in die Wirklichkeit dieser Welt erleichtern würden, waren von Rico um mein Lager aufgebaut worden. Tairi schlief, als sei sie tot – sie würde erst nach mir aufgeweckt werden können.

»Paris?«

»So ist es!« sagte Rico. »Es scheinen bemerkenswerte Persönlichkeiten zu sein. Du wirst sie sehen können, sobald du aufnahmefähig für neue Eindrücke bist.«

Ich stimmte in Gedanken zu.

Wieder einmal würde ich versuchen, was mir schon zahlreiche Male mißglückt war. Angesichts dieses neuen Problems erfaßten mich eine Menge verschiedener, zum Teil widersprüchlicher Überlegungen. Ich ahnte, daß es auch diesmal einen Rückschlag geben würde, der mich hierher zurücktrieb. Aber die Chance war ebenso groß wie die Wahrscheinlichkeit, daß ich nach vielen Jahrtausenden qualvollen Wartens endlich ARKON erreichte. Menschen und Ideen, List und Kämpfe, Reisen und Erfindungen ... das erwartete mich. Und, wenn ich viel Glück hatte, ein Raumschiff, das mich in meine Heimat brachte, die sich inzwischen vermutlich drastisch verändert haben würde.

»Welche Zeit haben wir?« fragte ich und suchte das Datum auf den Schirmen. Rico hatte es ausgeblendet.

»Nur wenige Jahre nach deinem letzten Abenteuer!« erwiderte der verlässliche Robot.

»Masken?«

»Dieses Mal wirst du in einer einzigen Maske auftreten müssen«, sagte Rico. »Wir sollten uns in einigen Tagen darüber unterhalten. Bleibe liegen – ich arbeite weiter am Stärkungsprogramm.«

Während mein Körper von den Maschinen fit gemacht wurde, senkte sich die Haube der Hypnogeräte über meinen Kopf. Ich begann, die »neue« Sprache des Frankreichs zu lernen, das ich mehrmals schon besucht hatte. Es gab nicht sehr viele Unterschiede.

Einhundert oder mehr Stunden vergingen, dann konnte ich mich wieder bewegen und etwas anderes essen als diese flüssige Nahrung, mit der ich gefüttert worden war wie ein Säugling. Als ich, in einen schweren weißen Mantel aus flauschigem Stoff gehüllt, durch die warmen, in Musik und Farbenspiele gebadeten Räume meines stählernen Unterwasser-Gefängnisses wanderte, beendeten die Maschinen gerade das Programm, mit dem sie die große, schlanke Japanerin Tairi aufweckten. Sie würde mich als exotische Schönheit begleiten. *Paris!* Alles hatte sich verändert. Ein neues Zeitalter war in Europa angebrochen. Ich erlebte die wichtigsten Stationen auf den Bildschirmen mit. Wieder lernte ich.

»Ataya!«

Ich setzte mich neben das Mädchen, das von den technischen Manipulationen etwas erschreckt war. Tairi war noch immer so, wie ich sie vor dem Einschlafen verlassen hatte – nach dem Schönheitsideal des Samuristaates war sie häßlich, aber hier bei mir und in den Ländern rings um das Binnenmeer würde sie als exotische Schönheit gelten. Ich strich über ihr blauschwarzes, langes Haar und sagte leise:

»Fürchte nichts. Die Maschinen, die dir geholfen haben, einzuschlafen, werden dich auch ganz wiederherstellen. Die Frühlingssonne wird noch mehr helfen. Wir werden eine Zeit voller Musik und schöner Dinge erleben. Du und ich.«

Langsam erarbeiteten wir uns die veränderte Situation.

Wir würden Frankreich in der Regierungszeit des vierzehnten Ludwig, des *Sonnenkönigs*, wie man ihn nannte, betreten.

Unsere Ausrüstung wurde von den Maschinen hergestellt.

Zwei Jagdhunde, vollrobotisch, groß und von exotischem Aussehen. Ich würde die Maske eines Edelmannes aus der neuen Welt annehmen, aus dem südlichen Amerika. Die kosmischen Vagabunden, die nahe Paris Gäste eines Schloßherrn waren, kamen angeblich aus Rußland, dem riesigen Staat im Osten, der von einer despotischen Familie beherrscht war. Die Waffen wurden überprüft und ausgerüstet, die Kleidung, Münzen und Sättel – wir mußten einen prunkvollen Rahmen um uns entwerfen, damit wir glaubhaft wurden.

Tairi fragte, als sie wiederhergestellt war:

»Was ist unser Ziel, Atlan?«

»Wir versuchen, diese vier Menschen zu überreden, mit ihrem Schiff in meine Heimat zu fliegen; ich erklärte dir die Zusammenhänge auf der Südseeinsel, als unser Samurai-Freund zuhörte. Dann kommt für diese Welt eine ganz neue Zeit. Aber bis zu diesem Ziel ist es weit, und ich weiß nicht, ob wir es überhaupt erreichen.«

»Sie wissen nichts von uns?« fragte sie. Die Reitkleidung, die von den Maschinen nach Aufnahmen gemacht worden war, paßte ihr hervorragend. Sie schien ihre Persönlichkeit ununterbrochen verändern zu können. Noch vorher, als sie nackt unter den ultravioletten Lampen gelegen hatte, war sie eine Mischung zwischen Japanerin und einer Perlentaucherin der Südsee. Jetzt verwandelte sie sich in eine schwarzhaarige Europäerin. Die Monate meiner Erziehungsversuche schienen also doch gewisse Wirkungen gezeigt zu haben.

»Nein. Sie kennen uns nicht. Aber wir kennen sie.«

Mein Gleiter wurde systematisch beladen. Die Erfahrungen von zwei Dutzend solcher Abenteuer lagen in den Programmen der Maschinen. Die Grundausstattung war jedesmal fast identisch. Medikamente und ärztliche Hilfsgeräte, Artikel des täglichen Bedarfs, einige Nahrungsmittel und eine Masse von scheinbar nutzlosen Geräten, die ebenfalls getarnt waren. Dieses Mal würde ich nicht mitten in eine barbarische Kultur hineinstolpern; in Frankreich war bereits die erste Rechenmaschine erfunden worden.

»Du hast wunderbare Sachen hier, Atlan. Sie haben mich viele Dinge und eine neue Sprache gelehrt!« sagte Tairi und strahlte mich aus ihren dunklen, mandelförmigen Augen an.

»Vergiß nicht«, schränkte ich ein, »daß wir niemandem zeigen dürfen, wer wir wirklich sind. Vielleicht den fremden Gästen – aber auch nur dann, wenn sie nicht erschrecken.«

»Ich verstehe!« sagte sie.

Nach etwa zehn Tagen waren wir bereit. Wir nahmen den Gleiter und stiegen durch die Dunkelheit des Wassers auf. Wir flogen hoch über den Wellen dahin und kamen schließlich, nach vielen Stunden, in die Nähe des bewußten Schlosses. Wo war das Raumschiff?

Noch wußte ich es nicht.

An einem herrlich klaren Frühlingsmorgen versteckten wir den Gleiter in der Nähe des Städtchens Moret-sur-Loing im Süden von Paris. Tagelang waren die Robotspione zwischen diesem Ort und Paris und Versailles umhergeschwirrt und hatten wichtige Beobachtungen gemacht. Wir waren keine zehn Kilometer von dem Schloß entfernt, in dem sich die vier kosmischen Gäste aufhielten. Zunächst aktivierte ich die beiden RobotJagdhunde *Hector* und *Castor*.

»Für mich sind das alles unbegreifliche Wunder, Atlan!«, sagte Tairi und schmiegte sich an mich. Sie sah in ihrem Reitkostüm hinreißend aus. Ihr langes Haar war hochgesteckt und unter einem frechen Jägerhütchen festgesteckt.

»Es ist immer so, wenn jemand ein Gebiet betritt, das er nicht hundertprozentig kennt. Vorsicht, List und Bpecckung. Heute ist großer Markt in Moret.«

»Was willst du kaufen?«

»Pferde und eine Kutsche. Als Besucher aus einem fernen Land müssen wir prunkvoll auftreten.«

Nur von unseren Hunden begleitet, die langläufigen Reiterpistolen in den breiten Ledergürteln mit den Geheimfächern, gingen wir den ausgefahrenen Feldweg auf das große Dorf zu. Die Glocken

von Notre-Dame begannen zu läuten. Auf den Feldern arbeiteten die Bauern, aber wir sahen mehr und mehr kleine Gruppen, die sich von allen Seiten näherten. Einige trieben Vieh mit sich, andere trugen Käfige mit Tauben, wieder andere ritten oder saßen auf Ochsenkarren, deren Räder knarrend die Ruhe des Vormittags zermahlten. Die Sonne war stark und kräftig. Überall roch es nach wachsenden und blühenden Pflanzen. Wir begannen uns wohl zu fühlen.

»Du hast Geld? Und du verstehst etwas von Pferden?« fragte Tairi und wedelte sich mit dem langen Reithandschuh Luft zu.

»In meinem langen Leben haben mich schon so viele Roßtäuscher zu betrügen versucht, daß ich fast einer der ihnen sein könnte. Und mit den Goldstücken, die ich bei mir habe, können wir uns ein Schloß bauen lassen.«

Sie lachte laut.

Wir erreichten die Befestigung, wurden selbstverständlich eingelassen, aber neugierige Blicke folgten uns. Die Geräusche der Karrenräder und der Hufschläge hallten in der engen, aufwärts führenden Gasse wider. Eine Stadt, die noch im Mittelalter zu sein schien. Aber die Bäume, das Rauschen des Flüßchens über ein Wehr, die Kleidung der Menschen und die herumrennenden Hunde riefen einen helleren Eindruck hervor.

»Hier versammelt sich an Markttagen wohl das ganze Land?« fragte Tairi halblaut.

»Es ist eine der wenigen Gelegenheiten, Nachrichten auszutauschen. Man erzählt und hört zu, man spricht über alles – und so verbreiten sich die Neuigkeiten, die in Wirklichkeit uralt sind.«

»Bleiben wir länger hier?« fragte Tairi und blickte sich neugierig um.

»Ja. Wir suchen einen netten, kleinen Gasthof, in dem wir gut essen und ohne Angst vor Ungeziefer schlafen können!« erwiderte ich.

Langsam gingen wir durch Moret-sur-Loing. Das Städtchen wimmelte von Leben. Fahrende Musikanten spielten, das Vieh brüllte, und das Geflügel gackerte und schrie aufgeregt. Am Marktplatz erkannte ich das hängende Schild; einen Krug mit hervorquellenden Reben in einem grünen Kranz. Es schien ein hübscher, ruhiger Gasthof zu sein, genügend weit entfernt vom Wasser. Der Platz davor und vor den Kirchenstufen war ein einziges Gewimmel von Ständen und Brettern. Ein junger Bursche näherte sich uns; Hector und Castor blieben stehen und sahen sich mit ihren Robotaugen sichernd um.

»Ja?« fragte ich.

»Herr«, sagte der junge Mann und zog seine Kappe. »Ihr geht umher und scheint etwas zu suchen. Kann ich Euch helfen?«

Ich blickte ihn prüfend an. Sein Gesicht zeigte einen pfiffigen Ausdruck. Vielleicht konnte er uns helfen.

»In welchem Gasthof können wir am besten schlafen?« fragte ich und gab ihm ein kleines Goldstück.

»Dort, im Krug der goldenen Trauben«, sagte er. »Heute ist Markttag, und morgen wird eine Spielgruppe hier sein. Ich weiß, daß es dort noch einige Zimmer gibt. Sie haben einen guten Wein.«

Wir schlenderten durch das Gewimmel. Zwischen den Mauern des Pfarrgartens und einem kleinen, kahlen Wäldchen waren viele Pferde angepflockt. Der Handel schien lustlos in Gang zu kommen; nur wenige Gruppen redender Bauern und Händler standen herum.

»Braucht Ihr Pferde, Herr?«

»Ja. Und eine Kutsche. Wir haben viel Gepäck. Wenn du uns hilfst, wenn wir nicht betrogen werden – es gibt noch mehr Gold!«

Er nickte grinsend und versicherte fröhlich:

»Ich kenne die Roßtäuscher alle. Und ich kenne den Wirt des Kruges. Haltet Euch an mich, Herr.«

Zuerst betraten wir die Herberge, deren Gaststube sich mit Bauern und Landleuten gefüllt hatte. Sie tranken Wein und grüßten uns mit mehr Ehrerbietung, als ich für angebracht hielt. Der Wirt führte uns in zwei Zimmer im ersten Stockwerk, deren Fenster auf den Marktplatz hinaussahen. Wir erkundigten uns, ob wir unsere Pferde unterstellen könnten und nahmen die Zimmer. Dann ließ ich das Mädchen im Schutz eines Hundes zurück und ging zusammen mit Castor und dem jungen

Mann hinüber zu den Pferdehändlern.

Zwei Stunden später war ich Besitzer von starken Reit- und Kutschpferden, einer kleinen Kutsche und Herr feines Kutschers; der junge Mann ging fort, um sich eine Livree schneidern zu lassen. Gold wechselte seinen Besitzer, und der erste Teil der Ausrüstung gehörte mir. Ich ließ die vier Pferde einspannen, schwang mich auf den Kutschbock und löste die Bremse. Dem Roßhändler und dem Kutschenmacher, die mir geholfen hatten, rief ich zu:

»Ich werde jetzt eine Fahrt unternehmen. Wehe Euch, wenn Ihr mir schlechtes Zeug verkauft habt!«

Sie versicherten einmütig und lautstark, daß dies keineswegs der Fall sei, und ich verließ Moret-sur-Loing. Als ich zurückkam, waren die Sättel hinten auf der Kutsche festgeschnallt und unsere sämtliche Ausrüstung in den – nachgeahmten – Kisten verstaut. Der Gleiter blieb im Versteck, durch Funk abrufbereit. Die Kutsche hielt vor dem Gasthof, in dessen Stall bereits die Pferde standen.

Der Wirt kam heraus und hob die Arme.

»Ich sehe jetzt, Ihr seid ein hoher Herr aus einem anderen Land!« rief er und starnte die großen, kostbaren Wappen an den Kutschentüren an. Ich hatte sie in dem Versteck angeschraubt.

»So ist es!«, sagte ich und warf ihm die langen Zügel zu. »Und ich strafe mitleidlos, wenn ich bestohlen

werde. Aber ich bin nicht geizig – bringt ein gutes Essen für drei Leute auf mein Zimmer, und wenn der Kutscher Jean kommt, schickt ihn hinauf.«

»Es wird alles nach Eurem Willen geschehen, Herr!« rief der Wirt.

Während ich die knarrende Treppe zu unseren Zimmern hinaufstieg, dachte ich über die letzten Stunden nach. Wir mußten uns Schritt um Schritt in diese neue Welt hineintasten, aber diese Einzelschritte sollten selbstbewußt sein und uns schnell in die Nähe der vier Fremden bringen. Ich würde vorsichtig sein – niemand konnte sagen, wie die kosmischen Vagabunden reagierten, wenn sie ein gestrandeter Raumfahrer anredete. Die Geräusche des Marktes, der sich mehr und mehr gefüllt hatte, verschiedene Gerüche und der Lärm ringsum wurden weniger deutlich, als ich die Tür zu unseren Zimmern schloß.

Tairi lehnte sich an mich und sagte in ihrem charmanten Französisch, das sie mit einem undefinierbaren, aber höchst reizvollen Akzent sprach:

»Ich habe alles mit angesehen. Wir haben Pferde und eine prachtvolle Kutsche. Wann reisen wir?«

»Morgen früh. Ich werde allerdings ein Mittel gegen Ungeziefer heraufbringen. Aber zuerst essen wir, Tairi.«

Es war gegen fünf Uhr abends, als sich der Platz zum Teil wieder geleert hatte. Wir aßen zusammen mit Jean und fragten ihn aus. Er kannte jeden Weg hier ringsum und gab mir wichtige Hinweise. Unser nächstes Ziel war der Gutshof, in dem die vier kosmischen Vagabunden kurz nach ihrer Landung Aufnahme gefunden hatten.

»Jean!«, sagte ich. »Einer meiner Hunde, Hector, wird die Kutsche bewachen. Der andere bleibt hier bei uns. Fährst du dich um die Pferde und die Sättel kümmern?«

»Ja!«, sagte er. »Ich werde im Stall schlafen. Soll ich Buch morgen wecken?«

Ich nickte.

4.

Nach einem ausgezeichneten Frühstück schnallten wir die Kisten fester, und Tairi setzte sich in die Kutsche. Ihr Pferd, prächtig gezäumt und gesattelt, wurde an der hinteren Achse angebunden, und ich wartete neben dem Kutschbock. Der Wirt verabschiedete sich mit vielen Verbeugungen von uns und rief mir zu, als ich mich in den Sattel des Rappen mit der Stirnblässe schwang:

»Gebt acht, Herr. Heutzutage sind die Straßen unsicher. Allerlei Gesindel lauert auf reiche Beute.«

Ich zog eine Reiterpistole aus dem Sattelfutteral, schlug auf den Knauf der Waffe, die ich im Gürtel trug und schob meinen Degen nach hinten.

»Ich bin keine leichte Beute, Wirt. Dank für die Warnung.«

Die Peitsche knallte mehrmals, die Pferdehufe trappelten über das grobe Pflaster, die Räder mahlten auf dem Stein, und die vier Pferde zogen an. Wir umrundeten den Marktplatz, und ich zog mir zum Schutz gegen die Sonne den Hut tiefer in die Stirn. Jean konnte hervorragend mit den Pferden umgehen.

»Alors!« rief ich und ritt neben der Kutsche her. Tairi winkte aus dem Fenster.

Wir verließen die Stadt und schlugen am Kreuzweg die Richtung nach Melun ein. Hector rannte weit vor der Kutsche einher, der andere Hund sicherte unseren Rücken. Hinter uns erhob sich eine leichte Staubwolke, die schnell nach Osten abtrieb. Ein Teil der Nervenspannung fiel langsam von mir ab, und ich richtete meine Gedanken auf die bevorstehenden Geschehnisse. Würde ich auch diesmal einen harten, besessenen Kampf ausfechten müssen wie in meinem letzten Abenteuer?

*Ich hoffte es nicht.*

»Herr Atlan de l'Arcon?« rief Jean vom Kutschbock und knallte mit der Peitsche. Ich ließ mich von der Kutsche überholen und ritt dann neben ihm dahin.

»Ja?«

»Wir sollten gegen Mittag rasten. Ich weiß einen schönen Platz im Schatten, nahe einer Quelle, Herr Atlan!«

»Einverstanden«, rief ich und wich einem halb umgestürzten Baum aus, duckte mich tief auf den Hals des Pferdes. »Dort rasten wir!«

Wir kamen durch eine schöne Kulturlandschaft. Es war angenehm warm, überall sah man die Pflanzen auf den Feldern. Kleine Wälder wechselten mit Hügeln voller Reben ab. Arbeiter auf den Feldern winkten, und wir winkten zurück. Schließlich, kurz nach dem höchsten Sonnenstand, bog Jean von dem ausgefahrenen Weg ab und brachte die Pferde unter den ausladenden Ästen eines uralten Baumes zum Stehen. Auf einem moosüberwucherten Sockel erhob eine zierliche weiße Marmorfigur ihren Arm.

Die Pferde scharrten und prusteten. Jean zog die Bremse an und kletterte mit steifen Muskeln vom Bock.

»Hier sind wir, Herr Atlan«, sagte er. »Soll ich den Proviant auspacken?«

»Ich helfe dir, Jean!« erklärte Tairi und ließ sich von mir aus der Kutsche heben.

Wir schickten die Hunde aus, die das Lager umkreisten. Die Pferde wurden an die Quelle geführt. Auf dem flachen Deckel einer Truhe breitete Tairi das Essen aus. Wir setzten uns auf Steine, die schon seit Jahrhunderten an dieser Stelle als Sitzplätze fungierten und streckten die Beine aus.

»Heute abend, vielleicht heute nacht erst, können wir bei dem Gutshof des Herrn von Droyden sein«, sagte Jean mit vollen Backen. »Was sucht Ihr dort, Herr?«

»Freunde. Genauer: Fremde. Vier fremde Adelige, die ich treffen muß. Ich muß mit ihnen wichtige Gespräche führen.«

»Ich verstehe. Die Pferde sind frisch. Ich werde mein Bestes tun!« erwiderte Jean und trank den Wein in kleinen Schlucken. Ich sah mich aufmerksam um und suchte mit den Augen die beiden Hunde. Der Extrasinn meldete sich.

*Wenn diese Quelle seit langer Zeit Rastplatz ist, so kann dies ebenso gut ein Treffpunkt für Halunken und Räuber sein!*

Ich stand auf, ging hinüber zu meinem Rappen und zog die Mehrzweckwaffe aus dem wasserfesten Futteral. Die Pferde zupften an den sprossenden Grashalmen und scharrten ungeduldig.

Die Robothirne der beiden Hunde, dachte ich, hatten zwar die Programme ihrer demontierten oder zerstörten Vorgänger, aber sie mußten noch einige hundert Stunden des Lernprogramms über sich ergehen lassen. Ich ließ mir von Jean den Becher noch einmal füllen und fragte:

»Und die Räuberbanden? Verhalten sie sich ruhig?«

Jean hob die Schultern und grinste breit. Dann zog er sein Gesicht in bekümmerte Falten und

erklärte nachdenklich:

»Ich habe wenig gehört von Überfällen, Herr Atlan. Aber wir hatten einen langen, harten Winter; es kann sein, daß die Räuber sehr arm und daher hungrig sind.«

Ich wühlte in der Truhe und brachte eine kleine, zweiläufige Waffe zum Vorschein. Sie sah aus wie eine Vorderladerpistole, wie ein kleines Terzerol, verschoss aber auf den beiden Läufen jeweils fünfzehn Schuß. Ich erklärte Jean, wie die Waffe funktionierte und er begriff sehr schnell.

»Wir werden vermutlich nicht angegriffen und überfallen werden!«

»Hoffentlich!« schloß Tairi.

Sie war nachdenklich geworden, schien mir. Für einen Menschen dieses Planeten, der innerhalb relativ kurzer Zeit viermal seine Umgebung wechseln mußte, war eine neue Umwelt ein strapaziöses Abenteuer. Nicht für mich; ich hatte mich daran gern gewöhnt. Sie war aus ihrer Heimat, dem japanischen Gutshof, geflohen, hatte sich am Strand der Südseeinsel aufgehalten, war mir in die Höhle der blitzenden Maschinen gefolgt, und jetzt erlebte sie das Frankreich des frühen achtzehnten Jahrhunderts.

*Beeile dich! Ein Aufenthalt im Freien ist ungesund und gefährlich. Sieh zu, daß ihr den Gutshof erreichen könnt!* flüsterte der Logiksektor warnend.

Ich trank aus und stand auf.

»Los! Weiter. Vielleicht haben wir heute abend ein festes Dach über uns!« Der Himmel hatte sich mehr und mehr bewölkt; aus den vielen kleinen weißen Wolken war eine große graue Wolke geworden, die den westlichen Horizont berührte. Die Luft des frühen Nachmittags schien mit Elektrizität geladen zu sein.

Zwei Stunden lang folgten wir der Straße. Wir kamen an primitive Wegweiser, auf denen lange, zusammengesetzte Ortsnamen standen. Irgendwo stand das schwarze Gerüst eines Galgens, und am Seil baumelte ein Körper, von Raben umflattert.

Am frühen Abend hob Jean den Arm und rief:

»Herr! Kommt bitte zu mir!«

Ich wendete mein Pferd und preschte zurück.

»Dort vorn ist ein Hohlweg«, sagte Jean und zog den Kopf zwischen die Schultern. »Wir müssen hindurch, weil eine der wenigen Brücken über die Seine unmittelbar dahinter ist. Seid auf der Hut!«

Ich nickte grimmig und schnippte mit den Fingern. Hector und Castor stoben heran und blieben vor dem Pferd stehen. Sie hoben die Köpfe und sahen mich an.

»Rennt voraus!« sagte ich. »Wenn ihr Menschen in der Nähe des Einschnittes seht, kommt zurück.«

Sie bellten kurz und scharf auf.

Nach wenigen Sekunden waren sie vor uns verschwunden. Ich bedeutete Tairi, hinter mir zu bleiben. Das gelbe Band der Straße schlängelte sich in wirren Linien bis zu einem kleinen Wald und wurde hinter den ersten Büschen unsichtbar. Ich hob die Waffe hoch, entsicherte den Lähmstrahler und sah mich aufmerksam um. Keine Vogelschwärme kreisten über dem Wäldchen, keine Tiere flüchteten.

»Langsamer!« rief ich leise. Ich wußte nicht, was es war, aber etwas vorn machte mich stutzig. Schräg hinter mir ritt Tairi. Dann kam einer der Hunde aus dem Wald zurückgerannt und bellte dreimal.

*Gefahr!* rief der Extrasinn.

Wir verließen die letzte Biegung der Straße. Neben uns erschienen die ersten Büsche und Bäume. Es wurde zusehends dunkler. Unsere Augen versuchten die Dämmerung zu durchdringen. Ich setzte die Sporen ein und galoppierte schräg den Abhang hinunter. Weit von mir hörte ich das Gebell der Hunde. Dann einen Aufschrei. Ich zügelte das Pferd, wandte meinen Kopf und sah, wie Jean die Kutsche vorsichtig durch die Kurve lenkte, Tairi ritt neben ihm. Ich sprang über einen Graben, setzte über einen gefallenen Stamm und schnitt den Weg ab. Ich sah noch immer nichts. Nur das wütende Gebell der beiden Robothunde.

»Verdammtes! Was soll das?« fragte ich mich.

Ich ritt schnell im Zickzack zwischen den Stämmen hindurch. Der Hohlweg wurde tiefer und schmäler. Ich ritt am rechten Rand der Schlucht. Hinter mir erschien jetzt das dunkle Dach der Kutsche. Aus dem Augenwinkel sah ich die gebogene weiße Feder am Hut des jungen Mädchens. Weiter. Zweige schnellten zurück und schlugen gegen meine Schenkel. Noch immer sah ich nichts. Das Gebell hatte aufgehört. Ich ritt schneller und brach mir rücksichtslos Bahn durch Büsche und hohes, wippendes Gras. Der Wagen rollte, schneller werdend, den Hohlweg hinunter. Die Holzklötze rieben sich kreischend an den Eisenreifen der Felgen. Als ich den Kopf hob und den Himmel zwischen den schaukelnden Baumwipfeln erblickte, mußte ich erkennen, daß die graue Wolke ihre Farbe in ein tiefes Schwarz verändert hatte. Es sah nach einem Gewitter aus.

Die Peitsche knallte.

Wieder machte der Weg eine Krümmung. Ich sah zwischen den braunen Stämmen ein Stück farbige Kleidung. Es bewegte sich. Ich bückte mich im Sattel, riß das Pferd herum und galoppierte in einem Halbkreis auf die Stelle zu. Rechts neben mir sprang ein Mann auf. Ich zielte über den Hals des Pferdes hinweg und schoß ihm eine krachende Ladung des Lähmstrahlers in die Brust. Aus seinem Hals löste sich ein langgezogenes, krächzendes Gurgeln. Ein angerosteter Degen fiel aus seiner Faust. Ich ritt weiter. Jemand hob ein altes Gewehr und feuerte. In der gleichen Sekunde verschwand er hinter der Wolke aus Pulverrauch. Ich zielte in seine Richtung, ins Zentrum der Wolke, und als ich schoß, zuckte der erste Blitz herunter. Ein fernes Donnergrollen folgte, als ich an dem niederstürzenden Mann vorbeisprengte ... auf der anderen Seite des Hohlweges entdeckte ich eine kleine Gruppe von Männern; drei oder vier waren es, die um einen Baum herumstanden. Einer hob gerade eine Axt, um einen dicken Ast zu kappen. Der zweite kämpfte mit dem schlanken Jagdhund. Ich schoß zweimal, die Axt flog, sich überschlagend, im weiten Bogen davon. Jetzt überholte mich sieben Meter tiefer die Kutsche, hinter der Tairi ritt. Jean stand mit federnden Knien auf dem Kutschbock, hielt sich mit einer Hand fest und feuerte schnell hintereinander dreimal mit der kleinen Waffe. Dann erkannte er die Gefahr.

»Schneller!« schrie ich.

Der andere Hund kam in gewaltigen Sprüngen von Norden durch den Hohlweg. Jean steckte die Waffe zurück, schlug auf die Pferde ein und löste die Bremse. Schlingernd und schneller werdend jagte die Kutsche die abschüssige Straße herunter. Tairi ritt dicht hinter der Achse in einer Wolke aus Staub, Nadeln und hochgeschleudertem Laub.

»Vorsicht! Der Baum!« brüllte ich aus Leibeskräften.

Der Mann, mit dem der Hund kämpfte, trat mit dem Fuß wuchtig gegen den Ast. Der Baum begann an der gekappten Stelle knirschend zu brechen und neigte sich langsam. Ich zielte und schoß den Wegelagerer bewußtlos. Jean und Tairi schauten hoch und erkannten die Gefahr. Der Baumstamm würde genau in den Hohlraum stürzen, seine Äste mußten die Kutsche zerschmettern und die Menschen verletzen. Ich saß wie erstarrt im Sattel und sah zu, wie sich der fallende

äum und die Kutsche einander näherten. Als die ersten Äste meine Sicht versperrten, sah ich gerade noch, wie Tairi ihr Pferd spornte und die Kutsche überholte.

*Schneller!* schrie mein Extrahirn.

Tairi ritt jetzt dicht neben den großen Rädern. Ein einziger Fehlritt des Pferdes würde ihm die Füße brechen, das Mädchen abwerfen und unter die Räder schleudern. Mein Herzschlag raste, der kalte Schweiß brach mir aus.

Dann krachte der Baum herunter. Seine Zweige peitschten auf das Dach der Kutsche. Äste krachten und brachen splitternd. Dumpfe Geräusche waren zu hören. Eine Staubwolke wallte auf. Als ich mein Pferd herumriß und nach unten starrte, konnte ich sehen, wie die Kutsche und die Reiterin aus der Wolke hervorschossen und in die nächste Kurve des Hohlweges hineinrasten.

»Das war verdammt knapp!« murmelte ich und fühlte, wie meine Knie zu zittern begannen. Ich ritt langsam weiter, bis der Hang weniger steil wurde und zwang den Rappen dann hinunter auf die Straße. Wieder schlug ein Blitz in der Nähe ein; Sekundenbruchteile später schmetterte der Donner. Alle sechs Pferde scheuteten wiehernd.

Der Himmel war inzwischen von einem tiefen, schwarzen Ton. Unablässig zuckten Blitze. Der

Donner krachte, aber es regnete nicht. Die Kutsche fuhr aus dem Wald hinaus, näherte sich der Brücke und fuhr auf eine Scheune mit einem vorspringenden Dach aus Holzschindeln zu. Der weiße, gekalkte Stein des Sockels leuchtete im Schein der Blitze auf. Ich überholte das Gespann, ritt scharf an das Pferd des Mädchens heran und faßte nach der Hand Tairis.

»Ich bin erschrocken«, sagte sie mit einem unsicheren Lächeln und setzte sich im Sattel zurecht. »Aber dann habe ich erkannt, was ich zu tun hatte.«

Ihre Stimme war hoch und zitterte. Ich legte den Arm um ihre Schultern und zwang die Pferde, langsamer zu werden. Die ersten dicken Tropfen fielen. Überall erschienen kleine Fontänen aus Staub. Die Kutsche polterte über eine lange, einsame Brücke aus Stein und Holzbalken und fuhr schräg auf die verlassene Scheune zu. Genau unter dem Vordach hielt Jean die Pferde an, zog die Bremse und stieg mit zitternden Gliedern vom Kutschbock herunter.

Ich half dem Mädchen aus dem Sattel und zog Tairi an mich.

»Die Männer, die uns überfallen haben«, sagte ich leise und nahm ihr den staubbedeckten Hut vom Kopf, »sind arm und ausgebeutet. Sie rächen sich für die Ausbeutung durch den Adel, indem sie die Adeligen überfallen.«

Jean hielt die Pferde fest und sah mich an.

»Aber sie überfallen auch andere Menschen, die nicht adelig sind. Warten wir das Gewitter hier ab?«

»Es wird das beste sein«, entgegnete ich. »Wie weit ist es noch bis zum Hof derer von Droyden?«

»Etwa zwei Stunden!« sagte Jean.

Wir warteten rund eine Stunde. Zuerst tobte sich das Gewitter genau über uns aus, dann zog es weiter. Als wir wieder losfuhren, regnete es nur noch leicht. Wir saßen in der Kutsche, sahen aus den Fenstern hinaus, und Jean hatte sich in meinen großen, wasserdichten Mantel mit dem eingewebten Wappen gehüllt. Die Reitpferde waren an beiden Seiten des Gepäckbrettes angebunden, die Hunde liefen vor und hinter der Kutsche. Die Straße schlängelte sich als helles Band zwischen den regennassen Feldern dahin, kam an eine Abzweigung, der wir folgten. In verwitterten, alten Lettern stand dort: *Droyden*

*Die Fremden werden weitergezogen sein, aber sicher erhälst du wichtige Aufschlüsse über sie,* flüsterte der Extrasinn.

Als ich heute, kurz vor der Landung des versteckten Gleiters, meine Robotsonden abgefragt hatte, waren die vier Vagabunden noch im Haus Droyden gewesen. Inzwischen mochte sich einiges geändert haben.

Wir betraten einen Staat und ein Land, das unter der Herrschaft eines Königs »von Gottes Gnaden« stand.

Die Unterschiede waren überall deutlich sichtbar gewesen: Was aus der Ferne wie ein pittoreskes Dorf aussah, wurde bei näherer Betrachtung zu einer Ansammlung von Armenhäusern. Gewaltige Steuern, Abgaben und Dienstleistungen flössen in die Taschen der Landbesitzer und in die Staatskasse. Diese Gelder und Leistungen hielten eine dünne, aber rücksichtslose Schicht an der Macht.

Sie verkörperte die Kultur und den Fortschritt und hielt beides gleichermaßen auf, indem sie alles für sich beanspruchte – aber auch das konnte ich nicht ändern. Ich mußte mich anpassen, wenn ich mein Ziel erreichen wollte. Dieses Ziel hieß nach wie vor ARKON.

Und ich würde tun, was ich konnte, um in meiner Umgebung das Los von Unterdrückten zu erleichtern.

Der Regen hörte auf, kurz nach Sonnenuntergang. Als wir das Kläffen von Hunden hörten, wurde es Nacht. Wir waren vor dem ausgedehnten Gutshof angekommen.

»Werden sie uns aufnehmen, Atlan?« fragte Tairi besorgt.

»Ich hoffe es«, sagte ich.

Eine Tür öffnete sich. Eine Silhouette hob sich gegen den hellen Hintergrund ab. Eine kraftvolle Stimme rief über den Hof:

»Wer seid Ihr, Fremder?«

Ich stieg aus der Kutsche, führte Tairi neben mir auf den Lichtschein zu und erkannte einen hochgewachsenen, schlanken Mann mit breiten Schultern und langem Haar, das bis zu den Schultern reichte.

»Mein Name ist Atlan de l'Arcon. Ich suche die vier Fremden, die Eure Gäste sind, Herr von Droyden!« erwiderte ich.

Er trat zur Seite und musterte uns prüfend. Dann lächelte er, wobei er schlechte Zähne zeigte.

»Willkommen«, sagte er. »Aber die Fremden sind bereits wieder auf dem Weg nach Melun.«

»Dürfen wir eintreten?« fragte Tairi mit ihrem akzentuierten Französisch.

»Seid bitte meine Gäste!« antwortete Herr von Droyden.

Die Familie des Herrn von Droyden zeigte sich gastfreundlich, aufgeschlossen und gesprächsbereit, und Tairi und ich vertieften unsere Kenntnisse von Land und Leuten, von den sozialen Strukturen und dem Hof zu Versailles. Und von den vier Fremden. Nach kurzer Zeit kannten wir die Namen.

Dié nannte sich nun *Gabrielle Doreau*. Verga war zu *Beatrix Vergaty* geworden, Nyder hatte seinen Namen in *Diannot de Jara* geändert, und Troy war *Royer Arcola*. Und: Ihr erklärt Ziel war Versailles. Sie wollten den Großen König, den Sonnenkönig, also den vierzehnten Ludwig kennenlernen.

Es gefiel ihnen unvorstellbar gut hier, hatten sie gesagt.

Am nächsten Morgen erwarteten uns ein strahlender Himmel, ein ausgezeichnetes Essen auf der Terrasse des schloß ähnlichen Gutshofes, eine Reihe angenehmer Gespräche und eine erstaunliche Person.

Eine etwa sechzigjährige Frau mit klugen Augen, Antoinette Droyden, die Großmutter des Hausherrn.

Auch sie wollte den Sommer in unmittelbarer Nähe von Versailles verbringen, eingezwängt in das starre Reglement des höfischen Zeremoniells.

*Mache sie zu deiner Freundin*, flüsterte eindringlich der Logiksektor. *Du wirst dann am Hof des Königs eine Verbündete haben, die dich beraten kann!*

## 5.

Wir waren reisefertig.

Von der Terrasse aus sahen wir, wie die Diener und Knechte die Pferde anschirrten und unser Gepäck festschnallten. Verglichen mit allen anderen Menschen, die ich in den wenigen Tagen bisher kennengelernt hatte, war Antoinette Droyden geradezu universal gebildet.

»In diesem Jahr wird die Schloßkirche von Versailles fertig«, sagte Madame de Droyden. »Und dann werden wir Lullys, Charpentiers und vielleicht auch die Werke des Deutschen Bach dort hören können. Wußten Sie, Herr Atlan, daß ein Philosoph versucht hat, die Spaltung der christlichen Kirchen wieder aufzuheben?«

»Nein«, sagte ich. »Aber wer immer es war – er dürfte damit gescheitert sein!«

Sie nickte und wedelte mit ihrer schlanken Hand vor meinen Augen.

»So ist es. Leibniz ist gescheitert. Lest seine *Theodicée*; ein bemerkenswertes Buch. Auch wenn es für meine Augen ein klein wenig zu eng gedruckt ist.«

»Die nachlassende Güte Ihrer Augen, Madame«, sagte Tairi und lächelte graziös, »wird von deren Schönheit in den Schatten gestellt!«

Antoinette warf ihr einen überraschten Blick zu.

»Artig, mein Kind«, sagte sie. »Sehr artig, das Kompliment. Ihr werdet am Hofe Aufsehen erregen. Gebt gut auf sie acht, Atlan. Die Kavaliere werden sich um sie duellieren!«

*Auch diese Gefahr sollte nicht unterschätzt werden!* warnte der Extrasinn.

»Ich werde sie in ein dunkles Zimmer einschließen«, versicherte ich lachend. »Und nur hin und

wieder herauslassen.«

Die vergangenen Tage hatten mir gezeigt, wie schwer es für mich sein würde, mein Ziel zu verfolgen und gleichzeitig anonym in die Geschehnisse dieses Landes einzugreifen.

Seit der Jahrhundertwende waren in allen Teilen der Welt bemerkenswerte Dinge geschehen, die in ihrer Gesamtheit höchst widersprüchlich waren und schlecht zusammenpaßten.

*Halley hatte Magnetfeldkarten für die Schiffahrt gezeichnet, aber in Deutschland wurden unverheiratete Frauen besteuert! Leibniz gründete die Preußische Akademie der Wissenschaften, gleichzeitig hielten viele »Chemiker« noch das Wasser für umwandelbar in Erde.*

*Huygens schätzte die Entfernung des Sirius oder Hundsterns – ich kannte diese Sonne aus den Tagen im Alten Reich Ägyptens – aus seiner Helligkeit, aber überall in Europa diente die Säfte als Transportmittel für vornehme Menschen. Der Begriff der »chemischen Elemente« wurde präzisiert. Wahrscheinlichkeitsrechnung, Integralrechnung und Differentialrechnung waren bekannt, und Halley hatte sogar die Wiederkehr des nach ihm benannten Kometen berechnet. Leibniz führte den Begriff des »Unbewußten« ein, warf aber gleichzeitig dem großen Isaak Newton Plagiat vor. In Versailles und an vielen anderen Stellen um Paris wuchsen die Prunkschlösser aus dem Boden, Aquädukte wurden gebaut, doch am Los der einfachen Menschen hatte sich nicht das geringste geändert. Die Armen blieben arm, unwissend und krank, und die Reichen wurden immer reicher. Hier in Europa schien ein gigantischer Strudel sich zu drehen, der über die Jahrhunderte hinweg schneller und schneller wurde und irgendwann zu einer echten Gefahr werden konnte. Deutlich wurde mir in all diesen Tagen, wie wichtig es wurde, daß ich ARKON erreichte. Meine vielfachen Denkanstöße hatten selten die Wirkungen gehabt, die ich beabsichtigte.*

»Madame«, sagte ich leise, »ich bin sicher, daß wir uns in wenigen Wochen in der Nähe von Versailles wieder treffen werden. Ich beabsichtige, mich dem Sonnenkönig als Erfinder und Ingenieur anzubieten.«

Wir verabschiedeten uns voneinander. Ein neuer Abschnitt der Reise begann. Die Fremden beabsichtigten ebenfalls, sich in der Nähe von Versailles oder gar im Schloß selbst niederzulassen.

Es schien ihnen auf »meinem« Planeten, auf Larsaf III, gut zu gefallen ...

Peitschenknallend und mit ausgeruhten Pferden zogen wir seineabwärts davon.

\*

Als wir uns ein wenig später dem Städtchen Sceaux näherten, kam Hector bellend auf mich zugerannt. Er gab ein bestimmtes Signal.

*Jemand nähert sich euch!* sagte der Extrasinn.

Wir drei waren recht guter Dinge. Wir bewegten uns durch eine schöne Landschaft, und je mehr wir uns Paris näherten, desto dichter war das Land besiedelt, Schlösser, Gutshöfe und kleine Siedlungen wurden zahlreicher und schöner, gepflegter.

»Was hat Hector gewollt?« fragte mich Tairi. Wir ritten nebeneinander weit vor der Kutsche dahin.

»Ein Reiter kommt auf uns zu!« erklärte ich.

Wir sahen ihn ein wenig später. Dicht vor uns zügelte er seinen Schimmel und hob grüßend die Hand. Ein junger Mann, nach dem Wappen auf seiner Jacke im Dienst eines Adeligen.

»Herr! Ihr seid nicht Atian de l'Arcon?«

»Doch, der bin ich«, sagte ich. »Habt Ihr etwas für mich?«

Er griff in seinen breiten Ärmelaufschlag und zog einen versiegelten Brief hervor.

»Eine Botschaft für Euch, von meinem Herrn, Vicomte de Fleury!«

Ich hielt meinen Rappen an und brach das Siegel auf, faltete das dicke Papier auseinander. In einer Schrift, die eine harte, ungeschulte Hand geschrieben haben mochte, stand zu lesen:

*Herr Atlan de l'Arcon, Euch die besten Grüße. Ihr und Eure entzückende Freundin seid mir von Madame Antoinette de Droyden empfohlen worden. Ich weiß, Ihr seid auf dem Weg nach Versailles. Ich möchte Euch einladen, bei mir Aufenthalt zu nehmen; eine Jagd in meinen Forsten und ein Fest*

*mit höfischer Musik wird Euch den Aufenthalt verschönern. Bitte, folgt dem Boten, wenn Ihr nichts Dringenderes zu tun habt.*

*Willkommen in meinem Schloß zu Sceaux.*

*Nicolas, Vicomte de Fleury*

Ich nickte langsam.

»Wir folgen Euch, junger Mann«, sagte ich. »Ihr habt noch andere Gäste?«

Meine kurze Freundschaft mit der alten Dame hatte also bereits erste Früchte getragen. Meine Erzählungen aus einem Land, das niemand so recht zu kennen schien, mußten eine Empfehlung gewesen sein.

»Andere und ebenso weitgereiste Gäste!« sagte der Bote. »In drei Stunden sind wir im Schloß. Bitte, reitet mir nach!«

Er hob wieder die Hand und ritt voraus. Ich gab Jean genaue Anweisungen und setzte die Sporen ein. Nach kurzer Zeit wichen wir von der Straße am rechten Seineufer ab, kamen auf einen nur schwach angedeuteten Weg, der in verwirrenden Kurven und Schleifen am Waldrand vorbeiführte. Endlich erweiterte sich die Landschaft, die Bäume traten zurück und machten einer breiten Schneise Platz. Sie war dadurch geschaffen worden, daß man vor Jahren oder noch längerer Zeit sämtliche Bäume bis zu einer Grenze gefällt und den dazwischenliegenden Streifen eingeebnet und neu bepflanzt hatte. In der Mitte der Schneise lief das doppelte Band zweier Kanäle entlang. Im Wasser spiegelte sich die Vorderfront eines kleinen Schlosses. Es sah ausnehmend idyllisch aus.

Tairi schien hingerissen zu sein. Sie strahlte den Boten und mich an und erklärte, sie habe noch niemals so etwas Schönes gesehen.

»Das ist das Schloß des Herrn von Fleury«, rief der Bote.

»Es sieht wunderbar aus!« stimmte ich zu. Eine gewisse Beklemmung beschlich mich. Wahrscheinlich würde ich in kurzer Zeit den Fremden gegenüberstehen. Sie waren in weit geringerem Maß als ich oder wir belastet: Ihnen schien nicht viel daran gelegen zu sein, den Planeten zu verlassen.

»Es ist wunderbar! Voller schöner Dinge. Und heute voller Gäste aus der Umgebung ... die Jagd und das Fest, Herr!«

Wir bogen scharf nach rechts ab und kamen an Blumenbeeten vorbei, die Farben und Formen von Ornamenten zeigten. Zwischen ihnen befanden sich Wege aus weißem Kies. Die Natur war hier in einem Maß umgestaltet und manipuliert worden, das ich nicht ganz begriff: War es der Versuch, die Natur den erfundenen Stilelementen unterzuordnen? Oder wollte sich hier eine höhere Ordnung zeigen? Entlang der Bäume, deren Wipfel ausschließlich gerade Kanten zeigten wie auch die Hecken, stob eine Gruppe von Reitern.

»Ihr werdet erwartet, Herr!« sagte der Bote laut.

Wir fuhren und ritten durch den Wald, über einige kleine Brücken, durch eine Ansammlung zierlicher Häuschen, in denen, wie mir Jean erklärte, die Diener und Gärtner wohnten, in einem großen Bogen auf den kiesbedeckten Platz vor dem Portal zu. Eine breite Treppe führte hinauf, von steinernen Geländern und schmiedeeisernen Leuchten flankiert. Diener standen da und ließen auf uns zu, als wir herankamen.

»Der Herr von Fleury« sagte der Bote, zog seinen Hut und deutete auf einen mittelgroßen Mann in der Tracht dieser Zeit. Er sah aus wie ein Landedelmann, dessen einzige Interessen die Jagd, das Trinken und die Frauen waren. Nicolas, der Vicomte von Fleury, kam schräg die breiten weißen Treppen herunter und eilte auf Tairi zu. Er verbeugte sich halb galant, halb hölzern und sagte:

»Ihr müßt jenes schönste Mädchen sein, von dem Antoinette mir berichten ließ! Willkommen!«

Sie ließ sich von ihm aus dem Sattel helfen. Diener brachten Kutsche und Pferde weg. Wir drei standen auf dem weiten Platz vor der Freitreppe. Langsam sah ich mich um und bemerkte:

»Euer Besitz ist eine Perle der Landschaft, Herr. Ein wahres Kleinod!«

»Ihr schmeichelt!« erwiderte er lachend. »Meine Freundin, Antoinette von Droyden, sagte mir, Ihr könnetet wilde und abenteuerliche Geschichten aus dem Land erzählen, aus dem ihr kommt. Das wird die Kaminrunde bereichern!«

Wir tauschten eine Reihe von Artigkeiten aus, während uns Fleury zu den weit geöffneten Torflügeln hinaufführte. Das Schloß war von einer ausgelassenen Meute von Menschen erfüllt, von überall her hörte ich Flüche und Gelächter, Klarren von Gläsern und Pokalen, Schritte und einzelne Takte barocker Musik. Wir traten ein und wurden abermals begrüßt. Es schien mir, als ob alle die kleinen Landedelleute miteinander wetteiferten, um die Lebensart am Hofe von Versailles in ihren Schlössern nachzuahmen.

Wir wurden mindestens siebzig Menschen vorgestellt; es war ein Querschnitt des Adels zwischen Paris und Nemours. Dann geleitete man uns in unsere Zimmer, die im ersten Stock lagen. Ein breiter Balkon verlief vor den hohen, schmalen Fenstertüren und zeigte einen Ausblick in den Park. Tairi lehnte sich neben mir an die Brüstung und sah in den Park hinunter, in dem einzelne Gruppen standen oder spazierten.

»Sie gleichen Figuren auf dem Schachbrett. Diese Frau dort neben dem Sockel mit der Urne darauf ... sie ist sehr schön.«

Fünfzehn Meter schräg unter uns lehnte eine schlanke, hochgewachsene Frau.

Das ausgeschnittene Kleid, das sie trug, brachte Hals, Schultern und Dekollete deutlich zur Geltung. Das Haar von einem eigentümlichen Hellbraun war hochgesteckt.

»Sie ist schön. Sie besitzt die Schönheit, die aus der Fremde kommt«, sagte ich leise. »Es ist Dié, die sich jetzt Gabrielle Doreau nennt. Die Fremden sind also hier.«

»Ich verstehe«, flüsterte Tairi. »Das Spiel hinter den Kulissen beginnt.«

»Jetzt und hier!« sagte ich.

*Vorsicht! Du weißt, was für dich und euch auf dem Spiel steht!* warnte der Logiksektor.

Im selben Augenblick hob Gabrielle den Kopf und sah uns auf dem Balkon stehen. Ich zog meinen Hut und vollführte eine komplizierte Geste der Höflichkeit. Sie nickte lächelnd, dann wurde ihre Aufmerksamkeit Tairi gefesselt. Beide Frauen wechselten einen

langen, intensiven Blick. Tairi sagte so leise, daß nur ich es hören konnte:

»Sie hat mich erkannt, Atlan!«

Ich lächelte hinunter und erwiederte:

»Niemand kennt uns. Niemand weiß, wer wir sind. Nur ich kann unterscheiden, wer Bewohner dieses Planeten ist, und wer aus dem Weltraum kommt.«

Endlich drehte Dié-Gabrielle wieder den Kopf und winkte einem Diener, der ein Tablett mit gefüllten Pokalen trug. Der letzte Blick der Außerirdischen hatte meinem schulterlangen weißen Haar gegolten; ich trug blaugrau gefärbte Haftschalen, um die rötliche Farbe meiner Augen zu tarnen.

Diener brachten unser Gepäck.

Der Hausherr erschien mit seiner Frau, einer derben bäuerlichen Schönheit, die sich in Kleider gezwängt hatte, die ihr nicht standen. Sie ordneten an, scheuchten die Bediensteten herum und ließen uns schließlich allein. Wir waren eingeladen, in einigen Stunden am Abendessen teilzunehmen.

Unten stimmten Musiker ihre Instrumente.

»Es ist nur eine Station auf dem Weg zum königlichen Hof, nicht wahr?« fragte Tairi, während ich ihr half, die Reitstiefel auszuziehen.

»Ja. Nicht mehr, aber auch nicht weniger wichtig«, sagte ich nachdenklich und warf meinen Hut auf einen Sessel. »Hier werden wir einige unserer Freunde kennenlernen. Auch die Fremden wollen nach Versailles. Je eher ich mit ihnen Kontakt bekomme, desto besser.«

6.

Die Nacht kam. Der Park des Schlosses wurde vom Mondlicht übergossen. Nachdem Tairi und ich in dem riesigen Prunkbett hinter den heruntergelassenen Vorhängen einige Zeit geschlafen hatten,

zogen wir uns langsam um. Ich hatte es befürchtet: Die hygienischen Anlagen waren mehr als nur dürftig. Aus unserem reichhaltigen Gepäck suchten wir Kleidung hervor, die dezent, aber wertvoll war. Auf alle Fälle würde unser Geschmack Aufregungen verursachen. Im Park war es still geworden; nur ein paar Windlichter brannten und schufen winzige Inseln der Helligkeit. Die Glut im Kamin strahlte wohltuende Wärme aus, und die Kerzen flackerten in einem leichten Luftzug. Unter uns schien sich das gesamte Haus auf das Essen vorzubereiten.

»Warum gehst du nicht einfach auf die Fremden zu, sagst ihnen, wer du bist und was du willst?« fragte Tairi und zog sich einen Schuh mit hohem Absatz an.

Ich hauchte das Leder des Waffengehänges an, polierte es mit dem Ärmel und erwiderte:

»Ich habe immer wieder die Erfahrung gemacht, daß in diesen Fällen der direkte Weg der schlechteste ist. Ich muß den einmaligen, günstigen Augenblick abwarten. Dié, Troy und ihre Freunde würde meine Eröffnungen für einen dummen Scherz halten.«

»Ich verstehe. Der Weg zum Raumschiff führt also sicher über Versailles?«

»So ist es!« sagte ich.

*Größte Skepsis ist angebracht!* sagte mein Extrahirn. *Du kennst die Fremden gut, aber nicht gut genug. Denke an die zahlreichen Fehlschläge!*

»Diener werden uns zu Tisch bitten«, sagte Tairi. »Gibt es etwas, worauf ich besonders achten muß?«

Ich schüttelte den Kopf. In allen diesen verworrenen Stunden und Tagen waren Mädchen wie Tairi ein Lichtblick und eine Erholung.

»Nein. Verhalte dich natürlich und abwartend, und alles ist klar!« sagte ich und schob eine Haarsträhne von ihrem Ohr nach hinten. Tairi sah, wie immer, hinreißend aus. Ihr Kleid war zugleich raffiniert und einfach; angeglichen der beherrschenden Mode und dennoch fremdartig.

Für meine Kleidung galt dasselbe. Die beiden künstlichen Jagdhunde lagen vor dem Kamin. Wieder ergriff püch ein Gefühl der Unruhe und der Unsicherheit. Wie

sollte ich vorgehen? Ich hatte es mit vier Raumfahrern von erstaunlicher Begabung zu tun.

»Wie das klingt – alles ist klar!« sagte das Mädchen.

»Wenn ich diesen Planeten verlassen kann, um mit einer ARKON-Flotte zurückzukommen, hat sich jeder Einsatz gelohnt!« antwortete ich.

Wir kamen in einen Korridor und betraten an dessen Ende ein prächtiges Treppenhaus. Von unten kam Lärm herauf; ein Geruch nach schwelendem Holz und allen möglichen Speisen schlug uns entgegen, als wir die letzten Stufen in den großen Saal hinuntergingen.

»Ihr seht weitgereist und fremd aus, Herr Atlan, aber Eure Begleiterin ist eine Augenweide!«

Herr von Fleury stand vor uns, einen Becher in der Hand. Hinter ihm drängten sich die Gäste. Ich lächelte und sah mich um. Schon nach kurzer Zeit konnte ich die kosmischen Vagabunden erkennen. Ihre schlanken Gestalten überragten die übrigen Gäste.

Die Adeligen hier entstammten der gesamten Umgegend. Es waren einfache Menschen, deren Lebensinhalt die Jagd war, das Trinken und jede Form der Unterhaltung. Nur die wenigsten konnten schreiben und lesen, und die Anzeichen einer hohen Kultur, die ich festgestellt hatte, waren auf wenige Einzelpersonen beschränkt. Um Paris ebenso wie an vielen anderen Stellen dieses Planeten. Der Lärm des Essens und der vielen Gespräche übertönte mühelos die Musik. Irgendwann an diesem Abend, nachdem die Tische abgeräumt waren, begaben Tairi und ich uns in die Nähe der Fremden. Dié-Gabrielle sah uns kommen, nickte Verga zu und machte drei Schritte in unsere Richtung.

»Sieh an«, sagte sie in tadellosem Französisch, »der Gast mit dem exotischen Haar und der fremdartigen Freundin.«

Ich küßte ihre Hand, stellte Tairi vor und erwiderte:

»Eure Schönheit, insbesondere die Eures Schwanenhalses«, sagte ich und versuchte, nicht allzu sarkastisch zu wirken, »ist so auffällig, daß wir danach hungern, Euch kennenzulernen.«

»Die weite Reise aus dem Land, in dem es Menschen mit weißem Haar gibt, scheint Eure Rede gewandt gemacht zu haben!«

»Gewandtheit der Rede kann körperliche Schönheit selten auf wiegen und schon gar nicht ersetzen!« sagte ich. »Woher kommt Ihr? Ich hörte, daß Eure Gruppe aus vier Personen besteht?«

»Wir kommen aus einem Reich weit im Osten. Rußland. Wir sind hier, um die Sitten am Hof des mächtigsten Königs zu studieren.«

»Das fügt sich wunderbar«, meinte ich begeistert. »Auch wir wollen nach Versailles. Ich möchte mich bei Hof als Erfinder und Mann für alle Gelegenheiten vorstellen.«

Sie zuckte zusammen. Die drei anderen Personen schlenderten heran und sahen mich ebenso prüfend an. Tairi nahm meinen Arm, und ich winkte einem Diener, der Weinbecher auf einem Tablett vorbeitrug.

*Vorsicht! Sie versuchen dich zu analysieren. Du bist für sie ebenfalls ein Fremder!* warnte der Extrasinn.

Wir bildeten eine kleine, stille Gruppe inmitten des Trubels.

»Ihr seid Erfinder? Was erfindet Ihr für gewöhnlich?« erkundigte sich Gabrielle dann.

»Dies und jenes. Maschinen und kühne Gedanken, neue Techniken und alles, was den Menschen hilft, besser zu leben und ihre Welt schneller und gründlicher zu erkennen. Nur bin ich kein Zauberer!«

»Wer ist das schon!« sagte Nyder lethargisch.

Wir sahen einander im Licht des flackernden Kaminfeuers an. Ein Diener kam und stellte einen Leuchter auf einen niedrigen Tisch mit geschwungenen Füßen. Sie trauten mir nicht, die vier Leute aus dem Weltraum. Auch ihre Kleidung war stilvoll und teuer, aber im Schnitt und in den Verzierungen unverkennbar fremd und exotisch. Eine gute Tarnung – ebenso gut wie meine. jb »Dann werdet Ihr Euch mit Royer Arcola duellieren müssen!« sagte Gabrielle, und ihre Augen leuchteten auf.

»Warum?« fragte Tairi.

»Weil auch Royer ein Erfinder ist«, erklärte Verga oder Beatrix Vergaty. »Er will dem König zeigen, wie man kühnere und bessere Paläste bauen kann.«

»Ich werde nicht konkurrieren!« versprach ich. »Es wäre vielleicht nicht unersprießlich, zusammen zu reisen. Ich schätze, Ihr seid fröhliche Menschen, und ich lache auch gern!« sagte ich. »Euer Wohl, schönste Gabrielle.«

Sie lächelte mir über den Rand des Pokals hinweg zu, aber ihre Augen blieben ernst.

»Dort, woher Ihr kommt – gibt es viele Menschen wie Euch?« fragte Diannot d'Jara.

»Nein«, erwiderte ich. »Nur wenige. Und davon wiederum trauen sich nur ein paar, lange Reisen zu machen. Auf welchem Weg seid Ihr gekommen?«

Sie schwiegen verblüfft, dann warf Royer ein:

»Zu Schiff. Und dann auf dem Landweg.«

Ich nickte.

Im gleichen Augenblick stellte sich mir die Frage, ob ich sie – mich verstellend – auf das Raumschiff ansprechen sollte, das zwischen uralten Bäumen verborgen war. Lange würde es nicht unentdeckt bleiben. Sollte ich, sollte ich nicht?

*Warte ab. Es ist das Klügste!* sagte der Logiksektor.

»Das ist der übliche Weg. Auf ihm kamen auch wir«, sagte Tairi. »Wenn ich unhöflich bin und Vergleiche anstelle ... die Gäste dieses Hauses sind ein gewisser Gegensatz zu der Baukunst und der Ausstattung. Sie benehmen sich wie reiche Bauern in einem Königsschloß. Sie sind ihrer selbst nicht sicher, und aus diesem Grund soll, wie ich hörte, auch das ausgefeilte Zeremoniell in Versailles entworfen worden sein. Und es sind kaum kluge Menschen unter ihnen. Außer uns natürlich.«

Ich mußte gewaltsam einen Lachanfall unterdrücken, als ich die erstaunten Gesichter der kosmischen

Vagabunden sah. Sie hatten das Mädchen eindeutig unterschätzt und wunderten sich jetzt. Etwas wie Staunen oder Respekt kam in die Gesichter von Dié und Verga. Troy, beziehungsweise Diannot bückte sich, hob meinen Degen an und sagte:

»Eine erstaunlich gute Waffe. Überhaupt ist die Waffenkultur in diesem Land sehr hoch.«

Ich zog den Degen und bewegte vorsichtig die Schneide. Lichtreflexe huschten über den fein bearbeiteten und ziselierten Arkonstahl. Troy sah mich fast neidisch an und murmelte leise:

»Ein schönes Stück. Woher habt Ihr sie?«

Ich dachte an die drei Ersatzklingen in meinem Gepäck und antwortete:

»Sie werden von einem Schmied in meiner Heimat gefertigt. Ein schlanker Mann mit einem weichen Gesicht und geschickten Fingern.«

»Darf ich sie sehen?«

»Gern.«

Die Gruppe ging in die Nähe des Leuchters und bewunderte die Waffe, die leichter und besser war als aller Stahl in Frankreich. Plötzlich durchzuckte mich ein fast unvernünftiger Gedanke. Ich sagte:

»Ihr könnt fechten, Herr von Jara?«

Diannot wandte sich um und machte einige Scheinausfälle in die Richtung des Kamins. Ich sah an seinen Bewegungen und an der erstklassigen Handhabung der Waffe, daß er ein guter Fechter sein müsse.

»Leidlich. In der letzten Zeit etwas außer Gewohnheit!« erwiederte Verga an seiner Stelle.

Ich warf ruhig ein:

»Mir geht es nicht anders. Ich schlage eine Wette vor. Wir fechten eine Runde, versuchen, uns nicht gegenseitig umzubringen – und wenn Ihr siegen solltet, schenke ich Euch eine dieser Klingen.«

Diannot deutete auf Royer und sagte achselzuckend: u »Ich muß passen. Mein Bein ist schlecht verheilt. Iftber Royer wäre ein würdiger Gegner. Warum tut Ihr lies, Atian de l'Arcon?«

Ich schnallte den Waffengurt ab und legte ihn vorsichtig auf eine Sitzbank.

»Vielleicht nur, um Euch zu beweisen, daß ich mehr von Eurer Art bin als von der unserer Gastgeber.«

Dié warf spitz ein:

»Ist dieser Beweis nötig, Eurer Meinung nach?«

»Ich kenne nicht die Schnelligkeit, in der Ihr Eure Feststellungen trefft«, gab ich ungerührt zurück.

»Gilt die Wette, Herr von Arcola?«

Royer zog seinen Degen und sah ihn nachdenklich an, dann fragte er kurz:

»Wie lange? Welche Bedingungen?«

»Bis einer freiwillig aufgibt. Ohne Verletzungen!«

»Einverstanden!« sagte Royer Arcola.

Wir legten unsere Jacken ab, zogen die Handschuhe an und maßen die Längen der Waffen. Herr von Fleury kam auf uns zu und sah unruhig von einem zum anderen.

»Ihr schlagt Euch?«

»Wir messen nur unsere Kräfte!« sagte ich. »Es geht nur um die Ehre des Sieges und um eine Schneide. Eine amüsante Unterhaltung für die anderen Gäste.«

Fleury schlug mir lachend auf die Schulter, schwenkte seinen Pokal und rief mit dröhnender Stimme in den Saal hinein:

»Freunde! Ein Duell! Die Herren de l'Arcon und Arcola messen sich! Sie wollen uns zeigen, wie man in ihrer Heimat kämpft.« Und zu uns, etwas leiser, sagte er:

»Morgen früh geht die Jagd an! Seid vorsichtig. Und zerstecht nicht die Sesselbezüge; sie leiden schon unter den Sporen.«

»Schon gut.«

Frische Scheite wurden ins Feuer geworfen und loderten auf. Kerzen erschienen überall, und die Gäste wichen an die Wände zurück. Royer und ich grinsten uns unschlüssig an; beide hatten wir das Gefühl, eine Komödie zu spielen. Wir traten an. Die Blicke der drei Frauen waren besorgt und neugierig zugleich. Dann verbeugten wir uns, hoben die Klingen, senkten sie

wieder und gingen in Fechtstellung. Ich griff an. Nach den ersten zehn Schlägen merkte ich, daß ich einen hervorragenden Gegner vor mir hatte. Er war wendig, durchtrainiert und mit schnellen

Reflexen ausgestattet. Seine Stärke lag eindeutig in der Abwehr, aber gerade das machte ihn gefährlich. Ich führte einige meiner Schläge vor, die ich in verschiedenen Kulturen gelernt hatte; er konterte sie schnell und fast instinktiv. Die blitzenden Klingen fuhren pfeifend durch die Luft, prallten klickend gegeneinander. Die Sohlen knirschten auf dem Parkettboden. Unser Atem begann schneller zu werden. Vorstoß und Abwehr wechselten sich ab – noch bewegten wir uns gleichstark im Kreis. Die vielen flackernden Lichter täuschten Bewegungen und Gesten vor, die es gar nicht gab. Dann zog Royer langsam zurück, in die Richtung des Kamins und somit der Gruppe seiner Freunde. Suchte er Schutz?

Ich zeigte eine Parade, schlug seine Waffe nach oben und kam näher. Während sich die Parierstangen berührten, fragte Royer schwer atmend:

»Warum dieser Schaukarnpf, Atlan?«

»Eine der Methoden, Euch besser kennenzulernen«, sagte ich. »Wir können auf diesem Weg Freunde werden.«

Er lachte nur kurz.

Wir trennten uns, und jetzt griff ich an. Ich trieb ihn mit Kreuzschlägen einige Schritte zurück, aber jeder Versuch, ihm die Waffe aus der Hand zu schlagen oder die Klinge zerbrechen zu lassen, mißglückte. Sein Körper bewegte sich hin und her, Ausfälle zerstörten meine Paraden. Ein Kampf ohne deutliche Vorteile auf einer der beiden Seiten. Gleichwertige Gegner. Schließlich, als ich meine Kräfte erlahmen spürte, schlug ich einige ungewöhnliche Schläge und wandte die Tricks an, die ich als Samurai gelernt hatte. Mit dem letzten von sieben verblüffenden Schlägen gelang es mir, seine Klinge dicht unter dem Korb abzubrechen. Sie überschlug sich in der Luft und blieb mit einem sirrenden Ton im Parkett stecken. Ich senkte die Waffe.

»Ein guter Kampf!« sagte ich.

Er wischte sich den Schweiß von der Stirn. Die anderen Gäste umringten uns und zeigten sich hoherfreut. Tairi reichte mir einen Pokal.

»Ein guter Gegner!« erwiederte Royer.

Ich schüttelte Royer s Hand und sagte:

»Es war ein Vergnügen, mit Euch zu kämpfen, Herr Arcola. Wir wollen es mit einigen Bechern Wein begießen!«

»So können wir es halten!« sagte er.

Die ersten Gäste verließen den Saal. Die Musiker hatten längst aufgehört. Das Feuer brannte mehr und mehr herab. Tairi und ich saßen, eng aneinandergepreßt, auf einem leichten Sitzmöbel. Neben uns saßen Royer und Gabrielle in großen Sesseln. Wir tranken Wein. Plötzlich murmelte Royer:

»Eine seltsame Welt. Die Menschen, die sie bevölkern, haben keine Ahnung, wie schön es ist! Feste, Kämpfe und Jagden. Und eine Natur, deren Schönheit ihresgleichen sucht.«

Die Vagabunden vertrugen den Alkohol ebenso gut oder schlecht wie ich. Auch sie wurden betrunken. Eine gelöste, heitere Stimmung ergriff uns alle.

»Ihr fühlt Euch wohl in diesem Land?« fragte ich vorsichtig. Ich ahnte, daß die Antwort eine größere Bedeutung hatte, als ich es jetzt verstand. Gabrielle und Royer nickten gleichzeitig.

»Wir sind viel herumgekommen«, versicherte Gabrielle. »Und überall verstieß man uns. Wir reisten von einem ... Land zum anderen. Keine Zivilisation gefiel uns, oder besser; wir waren zu problematisch für andere Kulturen. Hier werden wir vermutlich bleiben.«

Royer trank einen gewaltigen Schluck und versicherte:

»Wir werden die Brücken hinter uns verbrennen. Vielleicht. Keine Rückkehr? Ist das eine Lösung – ich brauche einen klaren Kopf. Eine Frage, Atlan: Geht Ihr morgen mit auf die Jagd?«

»Dann paßt etwas auf Ver... auf Beatrix Vergaty auf. Sie reitet ziemlich schlecht, wird es aber noch lernen.«

»Ich versuche mein Bestes!« sagte ich und stand auf.

Ich hatte den erschrockenen, scharfen Blick bemerkt, den Gabrielle ihrem Freund zugeworfen hatte. Aber sie brauchte keine Angst zu haben. Die Franzosen würden es nicht merken, denn sie ahnten nicht einmal etwas von der wahren Herkunft. Und mich würden sie, solange ich es nicht

selbst wollte, auch nicht als Fremden identifizieren können.

»Auf morgen also!« sagte Gabrielle.

»Auf morgen!« sagte Tairi.

Es war weit nach Mitternacht, als wir unser Zimmer betraten. In der halben Dunkelheit glühten nur die Augen der Robothunde. Das Feuer im Kamin war zusammengefallen, und durch eine halboffene Fenstertür drang feuchte Luft herein. Ich legte Holz nach und sah zu, wie sich Tairi auszog. Später zog ich das Mädchen an mich.

»Dein Gesicht, Atlan ... du siehst etwas entspannt aus. Nicht mehr dieser angestrengte Zug um die Lippen.«

Ich küßte sie und antwortete leise:

»Wir haben auf gute, unverdächtige Weise Kontakt mit ihnen bekommen. Ich bin einen großen Schritt weitergekommen. Nur glaube ich, daß sie sich lange hier aufhalten werden oder zumindest wollen. Das gibt mir einen großen Handlungsspielraum.«

»Wir sollten besser schlafen!« sagte sie. »Bis zum Anfang sind es nur noch einige Stunden.«

»Du hast recht.«

Ausnahmsweise, dachte ich noch, ehe ich einschlief, war mein Aufenthalt nicht von Kriegen und Kämpfen bestimmt. Ausnahmsweise verlief der lautlose Kampf nicht im Getümmel von Schlachten, sondern in Schlössern und Gutshöfen. Und das Spiel in den Kulissen würde sich im Bannkreis des vierzehnten Ludwig abspielen.

7.

Die Jagdhörner weckten uns.

»Es ist ein Bild, das jahrelang meine Träume bevölkerte, Atlan«, sagte Gabrielle und legte ihre Hand leicht auf meinen Arm. »Ist es nicht ein Fest für die Augen?«

»Ja. Und in gewisser Weise auch für die Ohren«, stimmte ich zu und beruhigte Tairis Pferd. Wir bildeten eine Gruppe aus sieben Personen. Der Hausherr und wir sechs Fremden.

Die Jagdteilnehmer standen auf der Terrasse, wenigstens die meisten von ihnen. Sie tranken zum Aufwärmen heißen, gewürzten Wein. Unten bewegten sich unruhig die gesattelten Pferde, vom heiseren Hecheln und Bellen der Hunde erschreckt. Meine zwei Jagdhunde lagen ruhig neben den Pferden unserer Gruppe und starnten mich an. Die Jäger bliesen in ihre gekrümmten Hörner. Das zweite Signal. Überall hantierten die Jäger an ihren ungefüglichen Flinten. Saufedern und Hirschfänger wurden ausgeteilt. Eine gewaltige Unruhe herrschte auf der Treppe und zwischen den wartenden Reittieren. Die Federn der Hüte, die Farben der Jagdkleider, das Blitzen der ersten Sonnenstrahlen auf blanken Metallen – es ergab ein Bild, das seinesgleichen suchte. Der Hausherr trat jetzt an die Treppe heran und rief laut:

»Wir treffen uns alle am Mittag, wenn die Sonne am höchsten steht. An der Biegung des Baches haben wir Zelte aufgeschlagen. Dort werden wir essen.«

»Eure Träume, Gabrielle«, sagte Tairi leise, aber mit einer gewissen Schärfe, »habt Ihr in Eurem Land keine solchen Jagden?«

»Wir haben ein solches Bild noch nie gesehen. Und wir sind herumgekommen!« meinte Nyder. Royer half ihm in den Sattel. Die Pferde dampften in der morgendlichen Kühle.

Die Jagd wurde nach einem mir unbekannten Zeremoniell abgewickelt. Aber ich kannte die einzelnen Schritte. Die Teilnehmer der *chasse* schwangen sich in die Sättel. Die Kälte des Morgens und der Wein vom vergangenen Abend ließen die letzten Hornsignale heiser und falsch erklingen, aber es störte niemanden. Ich sah nur, wie Tairi ihr Gesicht verzog. Die Hunde kläfften wie besessen.

»Waidmannsheil!« schrie jemand. Der Ruf wurde aufgenommen und weitergegeben. Die ersten Reiter preschten los. Kies stob unter den Hufen der Tiere auf, die Pfoten der Hunde scharrten im

alten Laub. Nacheinander verließen einzelne Gruppen den Vorhof und ritten auf den Wald zu. Es waren ungefähr fünfzig Reiter – es mochten ein paar mehr oder weniger sein. Aus den Gesichtern sprachen Lebenslust und Aufregung; es befanden sich nur wenige Frauen unter der Jagdgesellschaft.

»Los!« sagte ich und setzte mich im Sattel zurecht. Ich trug beide Reiterpistolen bei mir und die Nachahmung eines der ungefüglichen, schweren Gewehre. Tairi und Gabrielle ritten neben mir, Beatrix und die beiden Männer folgten. Kurze Zeit darauf war der Schloßhof leer, nur eine einzelne Feder schwebte langsam zu Boden. Es sollte Rotwild und Schwarzwild gejagt werden.

Royer Arcola schrie von hinten, als wir in einem halsbrecherischen Galopp über einen verwahrlosten Ackerrain preschten:

»Dieses Gefühl! Im Sattel, bei diesem Licht, noch den Klang der Hörner im Ohr, und vor uhs die Abenteuer einer Jagd. Ich möchte ewig hier bleiben!«

Gabrielle rief lachend:

»Niemand hindert uns daran. Nur sollten wir die Entscheidung noch verschieben. Noch kennen wir Versailles nur aus Bildern.«

*Sie wollen auf diesem Planeten bleiben! Halte dich in ihrer Nähe auf!* rief der Extrasinn.

»Wir werden das herrlichste Leben führen können. Mit unserem Wissen und unserer Begeisterungsfähigkeit. Ich bleibe hier!« sagte Gabrielle und bewegte ihren Kopf unruhig im kühlen Wind. Die Erregung, die Vorfreude, setzte sich wellenförmig fort und griff auf die gesamte Jagdgesellschaft über. Jemand feuerte aus Begeisterung seine Flinte ab. Ein ungeheuerer Vogelschwarm stob aus den Zweigen der nahen Bäume auf. Einige verängstigte Hasen rasten hakenschlagend aus dem Unterholz, und die Hunde gebärdeten sich wie rasend. Dann kamen die ersten Stämme näher; ein Wald aus Nadelhölzern und blätterabwerfenden Bäumen. Überall sah man frisches Grün.

»Ich werde in Eurer Nähe bleiben, Beatrix«, rief ich und wandte mich halb im Sattel. Meine beiden Hunde liefen zwanzig Meter vor meinem Pferd und stöberten durch das Unterholz.

»Warum? Könnt Ihr Eure Augen nicht von mir losreißen?« rief sie, riß sich den Hut vom Kopf und schwenkte ihn.

»Das auch. Aber ich will verhindern, daß Ihr und Euer Pfarrer sich die Beine brechen!«

»Sehr lobenswert. Ich könnte laut schreien vor Vergnügen!« rief sie zurück.

Tairi bewies, was sie in ihrem ersten Leben gelernt hatte. Sie saß im Sattel wie ein im Kampf ergrauter Samurai und preschte dicht neben mir her. Wir rissen die Pferde im Zacken zwischen den Baumstämmen hin und her, sprangen über Gräben. Die Gruppen zogen sich mehr und mehr auseinander. Nur wir sechs Personen blieben nahe beieinander.

Die Pferde liefen, als wären sie von unserer Erregung und Freude angesteckt. Sie galoppierten durch den Hochwald. Von allen Seiten drang jetzt das Kläffen der Jagdhunde zu uns heran. Auch unsere Gruppe bildete nun eine Reihe und sprengte mehr und mehr in das Dunkel des dichten Forstes hinein.

*Diese Lebensfreude ist auffällig. Es hat etwas zu bedeuten!* flüsterte mißtrauisch der Extrasinn.

Ich möchte nicht daran denken.

»Ich habe dich selten so aufgeregt und vergnügt gesehen!« rief mir Tairi zu. Sie hatte quer über dem Rücken unser zweites, leichteres Jagdgewehr.

»Nicht anders fühle ich mich!« gab ich zurück.

Etwa zwanzig Minuten ritten wir nach Süden. Die Sonne schimmerte in Unterbrechungen rechts von uns durch die Stämme, und der schnelle, rhythmische Wechsel von Hell und Dunkel verwirrte. Dann erreichten wir ein Waldgebiet, das mit Sicherheit selten betreten wurde. Kein Pfad war zu erkennen, aber schon nach dem ersten Bellen von Hector schoß ein großer Hirsch mit einem prachtvollen Geweih aus den Büschen und setzte in riesigen Fluchten davon. Ich hielt mein Pferd an und sah bewundernd die eleganten Sprünge des Tieres. Gabrielle riß am Zügel, und dicht neben mir und Tairi stieg ihr Pferd in die Höhe.

»Welch eine Welt!« sagte Gabrielle leise. Sie atmete schwer, ihre Wangen waren gerötet. Das

Blitzen ihrer Augen verriet mir, daß sie sich ebenso über dieses unvergleichlich elegante Bild freute. Sie schien Ähnliches wirklich noch nie gesehen zu haben.

»Wir bekommen noch genug Wild!« rief Tairi. »Nicht schießen!«

Wir ritten weiter, als das rotbraune Tier zwischen den fernen Stämmen verschwunden war. Das Wiehern, die seltsam hoch klingenden Schüsse und das Hundengebell wurden immer leiser. Die Jagd war angebrochen. Irgendwo schmetterte ein Hörn.

»Weiter! Schneller!« schrie Diannot de Jara.

Er schien in seinem Bein keinerlei Schmerzen mehr zu fühlen, als wir hintereinander einen schmalen Wildwechsel hinaufritten. Der kaum erkennbare Pfad schlängelte sich zwischen riesigen Baumwurzeln, tauchte in morastige Gräben hinein, wurde in der Nähe von knorrigen Eichen unsichtbar. Die Wühlspuren im Boden ließen erkennen, daß es hier Schwarzwild gab. Ich nahm vorsichtig die Flinte von der Schulter, als wir uns einer Zone näherten, die aus verfilztem Gebüsch bestand. Frische Zweige und altes Geäst, zusammengewehntes Laub und ein halbes Geweih breiteten sich vor unseren Augen aus. Wie zwei Blitze schossen die Jagdhunde in die dunklen Öffnungen zwischen den Sträuchern und Dornen. Sekunden später ertönte ein ärgerliches Grunzen, dann helle, quiekende Schreie.

*Vorsicht. Sie sind unberechenbar, wenn man sie reizt!* sagte das Extrahirn.

Royer zügelte sein Pferd, das offensichtlich die Witterung der Schwarzkittel aufgefangen hatte und nervös tänzelte. Er fragte laut und etwas unsicher:

»Wildschweine, Arcon?«

»Ja. Ohne Zweifel. Nehmt die Saufeder – sie ist besser als diese monströsen Flinten!«

»Danke. Vom Pferd aus?«

Ich lachte ihm ins Gesicht und rief:

»Ich weiß, daß es in Rußland mehr Wildschweine als Bauern gibt. Wißt Ihr nicht, wie man solches Wild jagt?«

Er blinzelte und sah mich starr an. Ein wachsamer, mißtrauischer Ausdruck glitt über sein Gesicht mit den scharfen Falten.

»Ich weiß es«, sagte er. »Aber ich fürchte, die russischen Wildschweine sind zahmer als diese hier. Hört nur!«

Mit Knien und Zügeln hielt ich mein Pferd auf der Stelle. Tairi wich etwas zurück. Die Fremden verteilten sich in einem weit auseinandergezogenen Halbkreis um das annähernd runde Gebüsch. Darinnen schien ein erbitterter Kampf zu tobten. Einmal sah ich zwischen den Ranken, wie Castor in die Luft geworfen wurde, sich überschlug und mit den Läufen hilflos ruderte. Dann fiel er wieder herunter und geriet aus meinem Gesichtsfeld.

Ein heller, wütender Schrei, fast eine Trompete. Dann folgte ein heiseres, drohendes Grunzen. Der Eber, der spitz, nach oben gebogene Hauer besaß, schoß aus einer der undeutlichen Öffnungen heraus und nahm das Pferd von Beatrix an. Hector hing in seinem Nacken und hatte sich in einem Ohr verbissen. Jetzt grunzte der Eber auf, warf den Kopf hin und her und stürzte sich auf das Pferd, das wild auszukeilen und zu scheuen begann. Ich bändigte mein Pferd, hielt mich steif im Sattel und schwenkte mit dem langen Lauf der Flinte herum. Im gleichen Moment, als ich den Zeigefinger krümmte, peitschte hinter mir ein Schuß auf. Tairi hatte die lange Reiterpistole abgefeuert und verschwand fast in der Pulverwolke.

Beatrix' Pferd überschlug sich fast.

»Hilf ihr!« schrie Tairi.

Sie hatte getroffen. Aber da alle Pferde scheut, Bär unsere Gruppe gelähmt. Jeder hatte zu tun, um nicht aus dem Sattel geschleudert zu werden und sein Pferd zu bändigen. Ich sah den langen, blutigen Streifen der Wunde, die quer über die Keule des Tieres ging. Der Schmerz machte den riesigen Eber wahnsinnig. Er wurde von zwei Hunden angegriffen, die sich in seinem Fell verbissen. Die Hufschläge des scheuenden Pferdes trafen ihn im Nacken und an der Schnauze. Ich visierte das Blatt an und krümmte den Finger. Der Rückstoß der Waffe traf meine Schulter. Das Tier kreischte auf und rannte wie wild in einem engen Kreis herum. Aus dem Maul lief Blut.

Ich hielt die Waffe in der linken Hand, riß mein Pferd herum und sprengte auf Beatrix zu. Ihr Tier hatte Schaum vor dem Maul, wieherte dunkel und rollte angstvoll die Augen. Dann riß es sich los und machte einen gewaltigen Sprung. Als ich mich vorbeugte, sah ich Diannot, der in vollem Galopp mit gefällter Saufeder — einer Stichwaffe, so lang wie eine Hellebarde, mit einer glänzend geschliffenen Spitze — auf den Eber zuritt, ihn rammte und förmlich aufspießte. Ich setzte über einen großen Busch, rammte meinem Pferd die Sporen ein und wurde schneller. Beatrix schwankte wie betrunken im Sattel vor und zurück, und ihr Pferd wurde immer schneller. Wir ritten dicht nebeneinander her, aber es gelang mir trotz schnellen Rittes und angestrengter Bemühungen nicht, die durchhängenden Zügel des Pferdes zu ergreifen. Wir sprangen in rasendem Galopp über Wurzeln, setzten über Gräben, ritten haarscharf an Baumstämmen vorbei. Beatrix ijlte die Augen geschlossen. Ihr Gesicht war leichenblaß; Schweißtropfen glänzten auf der Stirn und auf der Oberlippe. Endlich, als wir eine kleine Lichtung überquerten und ein kleines Rudel Rehe aufscheuchten, stellte ich mich in den Steigbügeln auf.

»Festhalten, Beatrix!« schrie ich.

Dann schnellte ich mich aus den Steigbügeln, sprang zwei Meter weit und hielt mich am Hals ihres Pferdes fest. Das Gewehr wirbelte durch die Luft und schlug krachend in die Büsche, als meine Stiefel den Boden berührten. Mit der anderen Hand griff ich kurz hinter dem Kiefer des Pferdes in die Zügel und riß hart daran. Nach drei weiteren Sprüngen stand das Pferd da. Seine Flanken zitterten, es roch durchdringend, und es atmete keuchend. Ich schüttelte den Kopf, tätschelte das Tier am Hals und murmelte beruhigend. Dann schlang ich den Zügel um einen Baumast und atmete tief durch. Meine Kleidung war schmutzig und zum Teil zerfetzt.

»Ich... ich kann nicht mehr!« sagte Beatrix und schloß wieder die Augen. Sie schwankte und fiel, und ich sprang zurück, um sie aufzufangen. Ganz langsam kippte sie aus dem Sattel und in meine Arme. Ich stand einige Sekunden lang regungslos da, dann setzte ich sie auf einen modernden Baumstamm und schrie:

»Tairi! Royer! Hierher!«

Ich hörte einen rasenden Hufschlag. Kurz darauf tauchte meine schwarzhaarige Freundin auf, dicht gefolgt von Royer. Sie folgten dem Pfad, den unsere Pferde getrampelt hatten und erreichten den Rand der Lichtung. Ich wartete, bis Royer aus dem Sattel gesprungen war, dann hielt er die junge Frau fest. Von Tairis Sattel schnallte ich die kleine, lederumhüllte Flasche ab, ging zu Beatrix zurück und bog ihren Kopf zurück. Ich hielt ihr die Nase zu, und als sie den Mund öffnete, flößte ich ihr einen kräftigen Schluck des starken Alkohols ein.

Sie erwachte von dem Hustenanfall, der sie schüttelte, als das scharfe Zeug ihre Kehle herunterlief.

Sie öffnete die Augen, sah Tairi an, dann mich, schließlich Royer — dann sagte sie schwach:

»Danke. Ich fürchte, ich habe die *Contenance* verloren! Kurzfristig, aber gründlich.«

Sie erholte sich in einer verblüffend kurzen Zeit. Nachdem ihr Husten nachließ, griff sie ein zweites Mal nach meiner Flasche und trank einen bemerkenswert großen Schluck.

»Nochmals Dank. Ist der Eber ...«

»Atlan de l'Arcons Schuß und meine Saufeder haben das Tier getötet«, sagte Royer ruhig. »Aber ich bin dafür, daß wir uns in der Gesellschaft von Damen etwas weniger gefährliches Wild aussuchen.«

Tairi ritt näher. Sie führte Beatrix' und mein Pferd an den Zügeln. Royer half Beatrix in den Sattel.

»Das ist auch meine Ansicht!« sagte ich. »Reiten wir weiter? Aber etwas langsamer.«

Royer und Beatrix nickten nur. Ich fand nach kurzer Suche meine Waffe, lud neu durch, und dann ritten wir hintereinander auf die Stelle zu, an der Gabrielle und Diannot den Eber mit zusammengebundenen Läufen an einen abgehackten Ast gebunden hatten. Sie sahen auf, als wir ankamen, deuteten auf die Hunde, die schweifwedelnd neben dem toten Eber standen, dann sagte Diannot:

»Eine gefährliche Aufregung. Genau das, was wir nach der langen, ereignislosen Reise brauchen.«

Plötzlich brachen sie nacheinander in ein ungehemmtes, fröhliches Gelächter aus. Ich kannte sie

nicht genug, aber eines stand jetzt für mich fest: Sie schienen auch der größten Gefahr noch außerordentlich lustige Seiten abgewinnen zu können.

Ich schüttelte den Kopf und unterbrach sie.

»Nun freut es mich wahrlich, meine Freunde«, sagte ich und tastete unwillkürlich nach meinem Zellschwingungsaktivator unter dem Jagdwams, »daß nichts geschehen ist und daß Ihr alle sehr lustig seid. Aber es hätte leicht geschehen können, daß sich Beatrix de Vergaty an einem Baumstamm den Schädel zerschmettert hätte. Was dann?«

Beatrix warf mir einen langen, nachdenklichen Blick zu.

»Dann ... dann hätte ich nicht mehr die Musik und die Feuerwerke in Versailles erleben können. Und die Duelle der Männer, die sich um mich streiten. Und die vielen anderen Dinge, die das Leben so höchst angenehm machen. Ich sollte, fürchte ich, in Zukunft etwas vorsichtiger sein.«

»Was Eurer Allüre«, meinte Tairi knapp und ironisch, »sicherlich nicht schaden würde, liebste Freundin.«

Ich versuchte, die Szene zu entwirren. Ich mußte mir eingestehen, daß ich diese kosmischen Vagabunden nicht verstand. Sie kamen mir vor wie Menschen oder, da ich weitestgehend in arkonidischen Begriffen dachte, wie Arkoniden, die eigentlich mit ihrem Leben abgeschlossen hatten. Jeder zusätzliche Tag, jede neue Stunde, schien ein Gewinn zu sein, den man mit der Intensität von Todkranken genoß. Die Form war entscheidender als der Inhalt. Woher kamen sie? Welche Lebensauffassung vertraten die kosmischen Vagabunden? Und wie konnte ich ihnen sagen, was ich von ihnen brauchte – fast so wichtig war es für mich wie das eigene Leben? Ich wußte es nicht. Minutenlang überfiel mich die Niedergeschlagenheit, schon jetzt, auf dem ersten Drittel der Wegstrecke versagt zu haben oder in den nächsten Tagen zu versagen.

*Keine dummen Gedanken, Arkonide! Behalte deinen kühlen, analytischen Verstand!* wisperte der Logiksektor.

»Meine Allüre?« fragte Beatrix, als wir anritten und uns nach Geländemarken umsahen, anhand derer wir unsere Beute wiederfinden würden. »Allüre? Ich glaube nicht, daß es noch viele Dinge gibt, die mich aus der Fassung bringen. Für lange Zeit aus der Fassung bringen.«

Ich ritt hinter ihr und sagte kurze Zeit später:

»Ohne Zweifel kommt Ihr alle aus einem Land oder besser aus einer Welt, die für Euch wenig Freude hatte. Vorsicht! Die Farben eines Paradieses blenden, die

Klänge täuschen und sind rasch verhallt, und mitten zwischen den blühenden Rosen hebt die giftige Natter ihren Kopf.«

Ich hatte so laut gesprochen, daß jeder der vier Vagabunden mich hören mußte. Ich erntete ein tiefes, betretenes Schweigen.

\*

«Als es warm zu werden begann und wir nichts mehr von den anderen Jägern hörten außer ab und zu einem Hornruf oder einem Schuß, sahen wir ein Rudel Rehe von links nach rechts wechseln. Zweimal krachten die Flinten, und zwei Rehe schlugen mit den Läufen und sackten im flüchtenden Sprung zusammen. Wir banden sie an einen starken Ast, merkten uns die Umgebung und ritten weiter. Schließlich, gegen Mittag, kamen wir an den breiten Bach, der sich in wirren Linien durch den Wald schlängelte. Wir sahen das hoch wuchernde Unkraut an den Ufern, und die Hunde stöberten Ketten von Fasanen auf, von kleinen, unscheinbaren Wachteln und Wildenten. Ein See schien nicht fern zu sein.

»Ich kann mich erinnern«, rief Gabrielle fröhlich, »daß der Vicomte bat, viel Geflügel zu schießen. Hier ist der beste Platz dafür!«

»Atlan, Eure Hunde sollen sie uns zutreiben!« sagte Diannot.

Ich schnippte mit den Fingern. Hector und Castor kamen herangesprungen und blieben vor mir stehen. Nur ich wußte, daß in ihren Schnauzen starke Projektoren verborgen waren. Aber die Waffen wurden nur ab einer gewissen Gefahrenklasse verwendet; wenn Tairi oder ich in

Lebensgefahr schwebten. Ich deutete auf das Schilf und das Unkraut, die Nesseln. Dann sagte ich:

»Aufscheuchen. Dort hinüber!«

Die Hunde bellten fast synchron. Ihr Fell war noch vom Blut des Ebers bedeckt.

»Sie gehorchen aufs Wort!« rief Beatrix verwundert.

»Eine Folge langer Dressur, Beatrix!« erwiderte Tairi leise. »Auch Hunde verstehen, was man von ihnen will. Im Gegensatz zu Menschen weigern sie sich nur selten.«

Ich grinste innerlich: Hin und wieder sagte dieses erstaunliche Mädchen Dinge, die sie nicht von mir hatte.

*Soviel über deine Gedanken, daß Tairi das Produkt deiner pädagogischen Bemühungen ist,* sagte das Extrahirn überaus sarkastisch.

Wir stiegen ab und banden die Pferde fest. Dann, in lockerem Gespräch, gingen wir an die Stellen, die uns geeignet erschienen. Die Hunde warteten am Rand des Grüngürtels auf meinen Befehl. Als wir dastanden, die Büchsen in den Händen, rief ich leise:

»Hector! Castor! Sucht!«

Die Hunde senkten die Köpfe und sprangen in das grüne Wirrwarr. Wir warteten gespannt. Abermals überlegte ich nicht ohne Spannung, wie sich die Fremden verhielten. Hatten sie ihre eigenen Waffen getarnt, so wie ich? Oder verwendeten sie tatsächlich die Gewehre des Hausherrn, jene schlecht funktionierenden und keineswegs treffsicheren Geräte? Tairi stand neben mir und hatte die Flinte schußbereit an der Schulter. Ihr schmales Gesicht mit den großen, schrägen Augen glühte vor Konzentration.

»Tairi«, sagte ich leise.

»Ja?«

»Langsam schießen. Sie werden sonst mißtrauisch, wenn die Schüsse zu schnell aufeinander folgen. Wir wollen warten, wie sie sich verhalten.«

»Verstehe. Aber ... wann willst du ihnen sagen, wer du wirklich bist?«

Ich zuckte die Schultern.

»Keiner weiß den rechten Zeitpunkt«, sagte sie flüsternd und nahm die Augen nicht von der einfachen Zielvorrichtung. »Vielleicht ist es am besten, wenn wir sechs zusammen von Sceaux nach Versailles reiten.«

»Das ist zweifellos sinnvoll!« gab ich zu.

»Dann solltest du sie fragen. Ich schlage vor, du unterhältst dich mit Dié oder Gabrielle... sie ist am meisten aufgeschlossen.«

Kaum hatte das Mädchen das letzte Wort gesprochen, erhob sich ein Schwärm Wildenten mit feuchten, klatschenden Flügelschlägen aus dem Schilf. Tairi schoß. Wir besaßen keine Schrotladungen, und ich staunte, als die zweite Ente in der Luft zusammenzuckte, in einer steilen Kurve nach unten fiel und im Wasser der Bachbiegung aufschlug. Dann feuerte Royer und schoß vorbei. Ich schoß ebenfalls, aber ich zielte auf einen Fasan, der mit langen Schritten und flatternden Schwingen aus einer Senke auftauchte und aufflog. Ich traf ihn und merkte mir den Ort, an dem er gefallen war.

Sechs Jäger feuerten in Minutenabständen.

»Getroffen!« schrie Diannot von ganz rechts.

»Gefehlt«, knurrte ich und lud neu durch. Die Pferde schienen sich an das Knallen inzwischen gewöhnt zu haben, denn sie zupften an dem frischen Gras. Wir erlegten etwa zehn verschiedene Vögel; Wildenten, Fasanen oder andere Vögel, die ich nicht mit Namen kannte, dann sagten wir uns, daß es reichte – schließlich gab es außer uns noch andere Jäger, und wer sollte das alles essen?

»Die Hunde!« sagte ich und deutete nach vorn.

»Habt Ihr sie dressiert, de l'Arcon?« erkundigte sich Gabrielle.

»Nein. Ich kaufte sie dem Züchter ab!« log ich.

Castor und Hector suchten die getöteten Vögel und trugen sie zusammen. Wir hatten genau dreizehn der Vögel getroffen und machten daraus ein Bündel, indem wir ihre Füße zusammenbanden und die Beute an einem Sattel befestigten. Dann ritten wir langsam weiter. Gegen

Mittag erreichten wir mehr durch Zufall und unserem Gehör folgend, das Lager. Die Mehrzahl der anderen Jagdteilnehmer war inzwischen eingetroffen – und von ihnen war die Hälfte bereits stark betrunken.

Die Lebenserwartung war relativ niedrig zu jener Zeit und in dieser Gegend – auch unter den Angehörigen des Adels.

Man hatte Zelte aufgeschlagen, Feuer mit Bratspießen und Rosten angelegt, Wein herbeigeschafft. Die Bauern mußten diese Arbeiten tun. Die Pferde wurden ausgeschrirrt, und die Teilnehmer der fürstlichen Jagd setzten sich auf Bänke, auf Teilstücke von Bäumen und auf Steine, sowie auf Decken und Kissen. Pokale wurden herumgereicht, und am frühen Nachmittag waren drei Viertel aller Jäger satt, betrunken und hemmungslos. Einige Pärchen verschwanden im Dickicht, und das Kichern war häufig zu hören. An den Gesichtern der Diener und der Bauernmädchen konnte ich genau erkennen, wie die Verhältnisse wirklich lagen. Das farbensprühende Bild war eine Kulisse, hinter der es gärte. Irgendwann würde eine blutige Revolution alle diese Mißstände hinwegfegen.

Tairi und ich waren so gut wie nüchtern. Das Mädchen, das mich jeden Tag mehr und mehr verblüffte, kam auf mich zu und setzte sich neben mich auf den Baumstamm.

»Ich frage mich manchmal«, sagte sie leise und lehnte sich an meine Schulter, »in welche Welt wir gekommen sind.«

»Wir haben sie nicht ausgesucht, Liebste«, sagte ich ebenso leise und legte meinen Arm um ihre Schultern.

»Aber das alles ist falsch. In meinem kleinen Reich, auf der Insel, war alles genau getrennt, festgelegt, in der Form erstarrt, aber durch Jahrhunderte hindurch erprobt. Hier gibt es zu viele Bruchstellen. Aber das ist nicht unser Problem. Ich glaube, daß sich die Kultur, die spätere Generationen bewundern werden, nur auf diese hinterhältige und gewalttätige Weise errichten läßt.«

Ich murmelte:

»Vergiß nicht, daß es Männer wie Cyrano de Bergerac gibt, die eine Reise zum Mond beschrieben haben. Wir haben einen Mann namens Tasman, der in deiner Heimat eine wichtige Seefahrtspassage entdeckt hat.

Wir kennen Kartenzeichner wie Matthäus Merian, der diesen Planeten in ein Gradnetz einzeichnet, auch wenn er zu wenig Informationen für ein perfektes Bild besitzt. Denke an Rembrandt, an Johann Amos Komenski, den sie *Comenius* nennen; er hat pädagogisches Neuland betreten und Ideen verbreitet, die revolutionär sind.«

Sie meinte trocken und ohne Begeisterung:

»Alles Dinge, die einem klugen Menschen schon längst eingefallen sein müßten, mein Geliebter. Ob sich der Mann Cromwell nennt und ein Diktator ist, ob er Lully heißt und Musik schreibt, die von äußerstem Wohlklang ist – er bereichert nur die Farbigkeit der Kulisse. Das eigentliche Wesen wird davon nicht berührt. Denke an die Schule der Samurai. Dort lerntest du, den Dingen auf den eigentlichen Grund zu gehen.«

Ich streichelte ihre Wange. Sie hatte sich in ein Feuer hineingesteigert, das selbst mich überraschte. Und ich konnte mit einiger Berechtigung annehmen, daß ich kaum noch zu verblüffen wäre.

Nach einer Weile, in der mich das Schnarchen eines dicken Mannes störte, sagte ich leise und nachdenklich:

»Ich bin nicht der Herr des Kosmos, Tairi No Chiyu. Ich kann dafür sorgen, daß es dir gut geht. Ich kann versuchen, deine Wunden zu heilen – die des Verstandes oder des Gefühls, und die des Körpers. Aber ich kann nicht die Entwicklung großer Reiche ändern. Ich muß mich selbst dazu zwingen, meine Gedanken auf das Vorhaben zu konzentrieren. Und dieses Vorhaben heißt, das Sternenschiff zu nehmen und nach ARKON zu fliegen. Mit dir zusammen, und mit den vier Vagabunden. Wenn ich mit einer Flotte zurückkommen kann, habe ich berechtigte Hoffnungen, die miserablen Zustände auf dieser paradiesischen Welt ändern zu können. Sonst nicht ... und nicht eher.«

Sie küßte mich und erwiederte:

»Das weiß ich. In spätestens zwei Tagen ist es soweit, sage dir: halte dich an Gabrielle. Sie interessiert sich sehr für dich. Aber werde mir nicht untreu bei diesem Versuch.«

»Nein!« murmelte ich versonnen.

Der Rest des Tages verging damit, daß die Bauern das Lager wieder abbrachen, die Bestandteile auf Wagen verluden und in Richtung auf das Schloß davonfuhren. Die Jäger, die Diener und Knechte sattelten die Pferde und suchten die Strecke zusammen, die Menge des erlegten Wildes. Bei Einbruch der Dunkelheit waren alle Gäste wieder im Schloß versammelt, und fast alles geschossene Wild wurde auf dem Schloßhof ausgelegt.

Ein bacchantisches Mahl wurde gerüstet.

Braten und Wein, Brot und Delikatessen, Salate und Soßen, Früchte und Zuckerzeug, Musik, Kerzen, Kaminfeuer und Kleider – eine gewaltige Menge von Privilegierten aß sich satt, betrank sich, lauschte der Musik, riß Zoten, torkelte umher und benahm sich reichlich schlecht. Sie kannten es nicht anders.

In der Nähe der Musiker saßen wir sechs »Fremden«. Ich hörte, wie Gabrielle leise zu Beatrix sagte:

»Merkwürdig. Verwandte Geister scheinen sich immer schnell zu treffen. Wir alle haben, scheint es, die rechte Einstellung. Genuß im Übermaß schadet.«

Die jungen Frauen, Beatrix und Gabrielle, wurden heftig und auf röhrend plumpe Weise von gutaussehenden Männern umworben. Nyder und Troy saßen neben jungen Mädchen, deren Herkunft sie nicht kannten. Diese Mädchen waren hingerissen und bewegten sich förmlich in Trance. Gegen alle anderen männlichen Gäste stachen Royer d'Arcola und Diannot de Jara heraus wie Kometen, Als sich das Fest verlief, symbolisiert durch das Fehlen der flackernden Kaminflammen, während sich das Holz in weiße oder rote Glut verwandelte, saßen nur noch Gabrielle und ich vor dem Kamin.

Irgendwann sagte sie:

»Wo ist Eure Freundin, Atlan? Ich bewundere Euch: dieses Mädchen ist erstaunlich.«

Langsam entgegnete ich:

»Royer und Diannot, Beatrix und Ihr, Tairi und ich ... wir sind Außenseiter. Wir kommen aus einer Welt, die anders ist. Wir denken anders. Großzügiger, gleichzeitig exakter und eingeengter. Meine Freundin war müde, sie legte sich zum Schlafen.«

»Und Ihr!«

»Wie könnte jemand, der neben Euch sitzt, müde sein?« sagte ich ironisch. »Es wäre eine Sünde wider den guten Geschmack. Ein Verstoß gegen die Allüre, liebste Freundin.«

Sie lachte nervös.

»Warum seid Ihr grau?«

Sie deutete auf mein schulterlanges weißes Haar.

»Ich sah zuviel. Ich regte mich zu oft und zu sehr auf. Das gab meinem Haar einen silbernen Schimmer.«

»Es gefällt Euch hier?« erkundigte sie sich.

»Mit Maßen. Ich kenne zuviel. Mein Ziel und mein Ende – das Ende einer langen Reise durch die Welt, durch die Zeit – liegen nicht hier in Versailles.«

»Wo?«

Unsere Unterhaltung hatte nun ein Stadium erreicht, in dem es nur zwei Möglichkeiten gab: entweder enthielt ich mich rücksichtslos, oder ich bog die Diskussion auf ein harmloses Gleis ab. Ich entschloß mich, instinktiv und ohne mich zu besinnen, für die letzte Möglichkeit.

»An anderer Stelle. An einem Punkt, den ich vielleicht einer ganz alten, liebenswerten Dame erklären kann. Nicht Euch. Ihr seid zu jung. Ihr kennt die Sterne nicht, nach denen ein Mann greift. Ihr kennt nicht die geheimen Reiche, die Inseln der Wünsche und Gedanken, die ein Mann wie ich hat.«

Wir schwiegen sehr lange. Dann sagte sie plötzlich:

»Es ist alles eine Frage der persönlichen Beziehung zu den Dingen. Seht Ihr – ich und meine drei Freunde sind Wanderer. Vaganten. Troubadoure meinewegen oder fahrendes Volk. Wir kennen viele Welten, viele Dinge, le Sterne. Überall, wurden wir verstoßen, mehr oder minder abgelehnt. Und jetzt sind wir in einem Land, wo wir etwas gelten. Wo man unsere Freundschaft oder wenigstens unsere Bekanntschaft sucht. Ohne Hintergedanken. Wir alle fühlen uns in einem Maß wohl, das wir bisher in unserem Leben nicht gekannt haben. Das ist die ultimate, aller Illusionen entkleidete Wahrheit.«

»Seid Ihr sicher?« fragte ich, nur um etwas zu sagen. Nein: ich wollte es wirklich wissen.

»Wir alle sind sicher. Die letzte Entscheidung fällt in Versailles. Reitet Ihr mit uns?«

»Mit Vergnügen!« stimmte ich zu.

Sie sah mich an. Sie durchbohrte mich förmlich mit ihrem Blick. Dann trank Dié nervös und mit zitternden Fingern den letzten Schluck Wein aus ihrem Pokal. Sie sagte:

»Versailles. Ein Wort wie ein Symbol. Ein Bild wie ein Traum. Ich glaube, daß wir im Bannkreis des Großen Königs ... ich glaube, daß ich Euch verführen werde, Atlan de l'Arcon. Nur für eine Nacht. Und wir beide werden daran denken, bis wir sterben.«

Ich stand auf und verbeugte mich. Mit einem letzten Rest kalter Vernunft sagte ich:

»Die Gedanken eines Menschen sind unhörbar. Aber ich weiß, was jemand denkt, der hinter einer Kulisse die Wahrheit erfährt. Ich bin nicht so sicher wie Ihr, Gabrielle. Ich kann Euch keine Antwort geben. Warten wir, den Montag beginnend, den Abend des Sonntages ab. Die letzten Stunden. Erst wenn man gestorben ist, kann man sagen, daß man gelebt hat.«

Ich reichte ihr meine Hand. Sie erhob sich in einer unvergleichlich graziösen Bewegung aus dem Sessel.

»Ich werde Eure Maske durchstoßen!«

»Ihr werdet verblüfft sein«, erwiderte ich.

»Kaum. Dort, wo ich herkomme, läßt man sich nicht verblüffen!«

»Die Geschehnisse, die ich miterlebt habe, rechtfertigen meine Maske. Ich bin nicht der, für den Ihr mich haltet, Gabrielle«, sagte ich.

»Ich halte euch für mehr – und zugleich für weniger – als Royer und Diannot«, sagte sie leise. Es war fast ein Flüstern.

»In Versailles zeige ich Euch, wer ich bin!« sagte ich.

Wir gingen zusammen die Treppen hinauf. Als ich sicher war, daß sie so reagieren würde, wie ich es wünschte, fügte ich hinzu: »Dié.«

Ihr Gesicht werde ich niemals vergessen.

Sie glaubte, sich verhört zu haben. Zugleich sagte ihr Verstand, daß sie das, was sie gehört hatte, sich eingebildet haben mußte. Atlan de l'Arcon konnte ihren Namen nicht ausgesprochen haben. Ein Spuk? Ein laut gedachter Gedanke? Der verdammte Wein! Sie betrat ihr Zimmer.

Meine Aufregung wich erst, als ich den Körper Tairis neben mir spürte.

Das Zimmer wurde von einer einsamen Kerze beleuchtet. Die Nacht, in der wir uns liebten, war eine jener Nächte, in der sich schärfste geistige Klarheit (unbarmherzig und im Grunde trostlos) mit der Beschwingtheit der Trunkenheit mischten. Ein bemerkenswerter Zustand.

Zwei Tage später waren wir auf dem Weg nach Versailles.

Das zweite Drittel des lautlosen Kampfes begann ...

8.

Als wir nach Westen ritten, die vollbeladene Kutsche hinter uns, beschlich mich wieder jenes alte Gefühl der Unruhe und drohenden Gefahr.

»Lieg es an Versailles, am Schloß des Sonnenkönigs?«

Ich wußte sicherlich weitaus mehr über diesen Bau und die Umstände, die dazu geführt hatten, daß

dieser Hof mit seinem strengen Reglement ein Vorbild für die halbe zivilisierte Welt darstellte. Aus einem kleinen Jagdschlößchen des dreizehnten Ludwig wurde vom Jahr 1661 an dieser Prunkbau.

Der Aufenthalt am Hof war kostspielig. Nur Menschen mit viel Geld konnten es sich leisten, in der Nähe des Königs zu sein. Andererseits bot diese Nähe eine große Menge von Chancen und Möglichkeiten, emporzukommen. Wurde der König auf einen Künstler aufmerksam, so schien dessen großes Glück gesichert zu sein. Aus diesem Grund strebten die vier kosmischen Vagabunden nach Versailles – und ich mit ihnen.

Wir näherten uns auf Umwegen dem Schloß von der Parkseite her. Ich kannte die breiten Gittertüren von den Aufnahmen der Robotsonden her. Aber noch würde es Stunden dauern, bis wir ankamen.

Gabrielle Doreau wandte sich im Sattel um und hob die Hand. An ihrem Finger funkelte ein riesiger Ring über dem Reithandschuh.

»Bald wird uns die königliche Reiterei entgegenkommen. Unser letzter Gastgeber hat einen Boten geschickt. Noch immer unter der Wirkung von Alkohol, Diannot?«

»Keineswegs, Schönste«, rief de Jara. »Mein Entschluß steht fest. Und wenn ich es bereuen muß: Ich bleibe in diesem Land, ich bleibe hier ...«

Versailles lag einige wenige Kilometer südwestlich von Paris. Ich war neugierig, wie sich die Stadt seit meinem letzten Besuch verändert hatte. Dachte ich an den Großen König, konnte ich sicher sein, daß Paris gewaltig gewachsen war.

*Sie bleiben hier!* sagte der Extrasinn. *Dos bedeutet, daß sie das Raumschiff nicht mehr brauchen!*

Ich ritt etwas schneller, hielt mich dicht neben Tairi und fragte:

»Ihr bleibt hier, Diannot? Bedeutet das, daß Ihr und Eure Freunde nicht mehr in das Land zurückkehrt, aus dem Ihr gekommen seid?«

Royer Arcola erwiderte:

»Das heißt es wohl. Aber wir warten mit unserem Entschluß noch, bis wir Versailles selbst kennen. Und den König.«

»Es wäre eine leicht herbeizuführende Möglichkeit, wenn man den alten König verschwinden lassen und in seiner Maske auftreten würde. Eine Möglichkeit, das Leben noch eindrucksvoller und abwechslungsreicher zu gestalten.«

Er lachte verlegen auf, als er die erschrockenen Gesichter der anderen sah. Ich konnte nicht glauben, daß er es auch nur entfernt ernst gemeint haben möchte. Gabrielle meinte:

»Wir sind Gäste. An uns liegt es, zu gern gesehenen Gästen zu werden. Solche Ideen solltest du nicht einmal im Gedanken haben, Diannot!«

Ich bemühte mich, sie nicht erkennen zu lassen, daß ich das verräterische *Du* gehört hatte. Wir ritten weiter, geschützt von den Hunden, mit Vorräten reich beladen. Aber ich ahnte, daß wir uns spätestens in Versailles trennen würden.

»Auch ich bin dafür, daß wir uns endgültig hier einrichten«, meinte Verga oder Beatrix. »Mein Entschluß steht auch fest.«

»Ich verstehe Euch nicht recht«, sagte Tairi laut. »Ihr überlegt seit Tagen, ob Ihr Weiterreisen oder hierbleiben wollt. Was ist das Problem, Royer?«

Er erklärte es ihr.

Hörte man die ungesagten Worte, dachte man nach und ging man von der richtigen Voraussetzung aus, dann schienen sie genau an diesem Punkt des Planeten gefunden zu haben, was sie ein Leben lang gesucht hatten. Sie wollten hier bleiben und hier ihr Leben beenden. Als ich dies erkannte, beruhigte ich mich. Aber ich mußte mißtrauisch bleiben: Auch Entschlüsse, die nicht spontan getroffen wurden, konnten noch in letzter Sekunde umgeworfen werden. Auf den Wegen ringsum hatte der Verkehr zugenommen. Viele Wagen und viele Gruppen von Reitern und Fußgängern strebten, wie auch wir, auf das Schloß zu.

Plötzlich stieß Hector ein schauerliches Heulen aus. Er rannte dreihundert Meter vor uns dahin.

Ein Signal. Eine größere Gruppe von Menschen kam auf uns zu.

»Was hat das Tier?« fragte Tairi.

»Wir bekommen Besuch!« sagte ich. »Vermutlich wird uns Ludwig der Vierzehnte in feierlichem Zug entgegenkommen.«

»Er weiß noch nicht einmal, wer wir sind, was wir wollen – und daß wir auf sein Schloß zureiten!« versicherte Diannot grimmig. »Außerdem scheint er alt und gebrechlich geworden zu sein.«

Hinter der Wegkrümmung sprangte jetzt eine Gruppe von etwa zwanzig Reitern hervor. Die Männer waren in die Uniformen und die Hüte der königlichen Palastwachen gekleidet und ritten ausnahmslos auf Rappen. Sie stoben auseinander, bildeten zwei Reihen und kamen auf beiden Seiten des Weges auf uns zu. Ich sah flüchtig das Gesicht des Anführers; kühl und beherrscht. Holten sie uns ab?

Wir rückten etwas enger zusammen, als die Reiter uns erreicht hatten. Sie hielten an, drehten die Pferde und eskortierten uns. Der Anführer ritt auf mich zu, weil ich hinter Gabrielle ritt und offensichtlich den Eindruck machte, für unsere Gruppe verantwortlich zu sein.

»Ihr seid, Damen und Herren, die Freunde von Vicomte Fleury?« fragte er leise und ohne besondere Betonung.

»So ist es!« versicherte ihm Gabrielle. »Wir reiten auf das Schloß zu und werden versuchen, eine Wohnung in der Nähe des Hofes zu bekommen.«

»Antoinette de Droyden und der Vicomte haben geschrieben. Sie empfehlen Euch, und wir sind hier, um Euch in die Quartiere zu bringen. Es ist gut, gute Freunde an Hofe zu haben!«

Der Anführer ritt neben mir und musterte, ohne daß es besonders auffiel, unseren fremdartigen Aufzug. Er schien einen Blick für Qualität zu haben, denn er nickte unmerklich, aber zufrieden. Trotzdem blieb in seinen Augen der Ausdruck eines leichten Mißtrauens zurück.

»Was habt Ihr vor, Herr?« fragte ich.

»Antoinette de Droyden genießt die Gunst des Königs. Majestät geruhen, sie einst als Vertraute gehabt zu haben. Sie bat ihn um eine kleine Gunst, und so kommt es, daß ich ein kleines Haus am Rande des Parks weiß, in das ein Herr Atian de l'Arcon mit seiner schwarzhaarigen Freundin einziehen soll. Das Haus gehört zur Hälfte der Dame de Droyden.«

»Ich bin de l'Arcon,« erwiederte ich, nicht ohne Verblüffung. »Und ist in ähnlich rührender Weise auch für meine vier Freunde hier gesorgt worden?«

Er nickte.

»Ja?«

»Wir haben Order, sie in einem anderen Haus unterzubringen. Es ist nicht so schön, und auch weniger schön eingerichtet, aber es ist näher am südlichen Flügel des Schlosses.«

Schon seit einiger Zeit ritten wir durch den gepflegten Park. Jetzt kamen wir in die Nähe des Einganges. Soldaten exerzierten, schnelle Kommandos wurden ausgestoßen, und vergoldete Kutschen rollten langsam an uns vorbei. Die Anlage schob sich in unser Blickfeld – allein wären wir hier untergegangen und hätten nichts gefunden. Aber der Anführer des Reitertrupps hielt zuerst vor einem der Häuser an, die neben der äußersten Umgrenzung des Schlosses standen.

»Hier hat der Vicomte ein Haus gemietet. Er überläßt es seinen vier fremden Besuchern!« sagte der schwarzhaarige Anführer und schob einen Zettel zurück in seinen Ärmelaufschlag.

Unsere kleine Karawane hielt an.

»Das ist erstaunlich ... aber in einigen Tagen wissen wir mehr!« sagte Gabrielle und betrachtete die efeuüberwucherten Hauswände und den nahen Park, der mit der Riesenanlage des Schlosses verschmolz. Überall sahen wir Gruppen spazierender Menschen und einzelne Reiter. In der Ferne blies ein Jagdhorn.

»Wir müssen uns zuerst einrichten und dann, Schritt um Schritt, die Umgebung erforschen!« sagte ich. »Ich weiß noch nicht, wo wir wohnen. Ich besuche Euch, wenn wir eingerichtet sind. Dann sehen wir weiter.«

Unbemerkt hatte ich Hector programmiert. Schon seit einiger Zeit umschmeichelte er Gabrielle. So auch jetzt, als ich ihr vom Pferd half. Er rieb seinen Kopf an ihren Knien. Sie sah ihn an, tätschelte seinen Hals, und ich bemerkte leise:

»Er mag Euch, Gabrielle. Behaltet ihn – vorläufig. Seid gut zu ihm; er ist ein wertvolles Tier für die Jagd.«

Sie nickte lächelnd und sagte:

»Gut. Ich danke Euch, Atlan. Wir sehen uns bald?«

»So bald wie möglich!« bestätigte ich.

Einige der Reiter waren aus den Sätteln gesprungen und halfen den Fremden, einige Kisten und Taschen aus unserer Kutsche abzuladen und ins Haus zu tragen. Ich merkte mir die Lage genau und sah dem Treiben vor den Mauern des Schlosses zu, hinter den schwarzen Gittern mit den schimmernden Spitzen.

Die Reiter saßen wieder auf, und wir ritten und fuhren auf die Stadt zu. Unweit des *Bassin de Saturne* hielt der Anführer wieder an.

»Hier ist es!« sagte er.

Das Haus lag halb versteckt an einem schmalen Wasserlauf. Bäume breiteten ihre dicken Äste über das Holzschindeldach aus. Kleine Fenster, eine geschnitzte Tür und weiße Steinfiguren zwischen den Büschen und den verwilderten Blumenbeeten. Auch hier roch es nach den Lieblingsblumen des Großen Königs, nach Jasmin, Hyazinthen, Tulpen und Tuberosen.

»Es ist sehr schön. Kommt die Gräfin de Droyden nach?«

»Ja. Wenn es wärmer ist, schrieb sie, und wenn die Nässe ihre Gicht nicht schlimmer macht. Sie wird hier wohnen. Das Haus ist ziemlich groß.«

Wir banden die Pferde an dem steinernen Zaun an und gingen ums Haus.

»Gefällt es dir?« fragte Tairi.

»Bis jetzt, ja. Aber ich habe schlagartig ein schlechtes Gefühl, wenn ich an unsere Freunde denke. Deshalb habe ich auch Gabrielle den Hund aufgedrängt. Er wird für uns beobachten.«

»Richten wir uns erst einmal ein«, meinte sie, als die Männer der Palastwache dem Kutscher Jean halfen, die Kisten ins Haus zu bringen. Es dauerte mehr als einen Tag, bis wir uns eingerichtet hatten.

Am nächsten Abend klappte ich den Deckel der Schmuckschatulle des Mädchens auf, schaltete den winzigen Bildschirm ein und aktivierte die Beobachtungseinrichtung des Roboters.

Der Hund lag vor dem Kaminfeuer, drehte den Kopf. Ich sah nur Gabrielle, die ausgestreckt in einem Sessel schlief, eine Decke über den Knien. Die anderen hatten offensichtlich das Haus verlassen.

»Nichts!« sagte ich. »Die Unruhe bleibt.«

\*

Die Nacht war ungewöhnlich warm. Tairi und ich gingen Arm in Arm durch den aufgeräumten Garten zwischen dem Haus und dem Rand der Schloßanlage. Wir hatten beide, ohne daß wir darüber gesprochen hatten, das Gefühl, daß wir an einem entscheidenden Punkt angelangt waren.

»Was willst du tun?« fragte Tairi. »Ich schlage vor, du gehst einfach zu ihnen und sagst, was du willst.«

»Ich glaube, es ist das beste«, erwiderte ich. »Sie sind entschlossen, hierzubleiben.«

*Sie können das Schiff ferngelenkt starten und im Orbit kreisen lassen. Oder es in eine andere Bahn bringen!* sagte der Extrasinn eindringlich.

»Wann sprichst du mit ihr?«

»Morgen!« sagte ich. »Ich verspreche es.«

Wir gingen langsam zurück ins Haus. Jetzt befanden wir uns offiziell im Bannkreis dieses ungewöhnlichen Mannes und dessen noch ungewöhnlicheren Regierungssitzes. Mehrere tausend Adelige aus dem ganzen Land lebten hier in Versailles. Zugleich war hier die Elite des Landes: Männer wie Racine arbeiteten und sprachen hier.

Jean schlief in einem der acht Zimmer des Erdgeschosses, und wir hatten es uns in drei Zimmern

des oberen Geschosses bequem gemacht. In einigen Tagen würden die Handwerker kommen; neue Vorhänge, neue Teppiche, ein Teil der Möbel mußte ersetzt werden. Das Kaminfeuer brannte, neben der Tür lag wachsam der Robothund. Als erstes hatten wir das Badezimmer gesäubert und die Einrichtung überholt – jetzt brannte unter dem Kessel ein Feuer; es war überall gemütlich warm. Die Gegenstände unseres persönlichen Besitzes schufen um uns herum eine Atmosphäre der Behaglichkeit. Ich freute mich bereits auf das duftende Bad.

»Noch niemals bin ich der Passage nach ARKON so nahe gewesen, wenn ich vom goldenen Schiff absehe«, sagte ich. »Ich bedaure selbst, dieses Versailles verlassen zu müssen. Ich hätte hier viel lernen und viel lehren können.«

Aus der Richtung des Bettes her erwiderte Tairi:

»Das alles kannst du, wenn du mit einer Flotte zurückkommst. Nimmst du mich mit nach ARKON, Liebster?«

»Selbstverständlich!«

Das Volk, das den Hof um den König bildete, war keineswegs als elegant oder degeneriert zu bezeichnen. Es waren meist Leute vom Land, die schlechte Manieren besaßen und an die Widrigkeiten des Daseins gewohnt waren. Alle Untertanen, die gut angezogen waren, wurden zur Audienz eingelassen und konnten mit der Majestät sprechen.

»Morgen nacht ist ein Feuerwerk angesagt. Und Reiterspiele auf dem Hof!« begann Tairi zu schwärmen.

»Wir sehen uns das Spektakel an, Liebste!« versprach ich.

Wir lagen nebeneinander auf den weichen Matratzen des Prunkbettes. An der Decke und in den Vorhängen flackerten die Flammen des Kamins. Über dem Schloß und der Umgebung lag eine unirdische Ruhe. Nur ein leichter, warmer Wind spielte mit den Blättern. Morgen würde ich versuchen, mit Gabrielle zu sprechen. In Gedanken versuchte ich mein Anliegen zu formulieren und meine Argumente zurechtzulegen, aber dann lenkte mich das Mädchen ab, das sich mit aufgelöstem, schulterlangem Haar über mich beugte.

9.

An diesem späten Abend schienen Tausende auf den Beinen zu sein.

Tairi und ich hatten unsere besten Kleidungsstücke herausgesucht. Wir sahen fremdartig, aber dennoch modisch aus. Ich trug meinen Degen und eine der Waffen, und das Mädchen sah hinreißend aus. Nur wenige Männer, an denen wir vorbeikamen, drehten sich nicht um oder machten entsprechende Bemerkungen. Die mehr als vierhundert Meter lange Fassade des Schlosses war erleuchtet; Kerzen standen hinter jedem Fenster.

Rund einhundert Statuen, höher als zwei Meter, schimmerten in diesem milden Licht auf. Die Flüsse und Ströme Frankreichs, in Bronze von den hervorragendsten Künstlern ausgeführt, umstanden das Wasserparterre und die beiden Kabinette. Sie schienen die flanierenden Gäste anzusehen. Man hatte Plattformen aufgeschlagen, auf denen die Musiker saßen, die Noten von Windlichtern beleuchtet.

»Solche Feste wechseln sich das ganze Jahr über ab ...«, hörte ich jemand sagen. »Deswegen bin ich hier!«

Wir lächelten Menschen zu, deren Gesichter wir zu kennen schienen. Die Namen kannten wir nicht. Dann ertönte ein scharfer Ruf. Ein Trommelwirbel, dann zerschnitten die Töne der Fanfaren die Stille.

Ein dreisätzliches Stück, dessen hauptsächlich verwendete Instrumente Fanfaren, Pauken und Trommeln waren, wurde gespielt. Zwei Orchester und zwei Gruppen von Solisten saßen sich gegenüber, durch mehr als dreißig Meter getrennt – die Echowirkung

war verblüffend und höchst reizvoll. Als der letzte Ton verklang – die Menge war inzwischen

verstummt –, stieg am Ende des großen Kanals die erste Rakete in die Luft, zerteilte sich und entfaltete sich wie eine Blume aus Feuer und Farben. Die Menge stieß bewundernde Rufe aus. Die Musiker packten ihre Instrumente zusammen und warteten.

Dann eine Kette von Donnerschlägen und gewaltigen Blitzen. Ein künstliches Gewitter tobte am anderen Ende des Parks.

Es erinnerte mich an etwas.

Der Extrasinn murmelte drängend: *Denke an die primitiven Geschütze, an die Explosionen der Pulverfässer, an die Schrapnells ... damals, im Dreißigjährigen Krieg. An das Schiff ...*

»Es ist prächtig. Unvorstellbar schön!« sagte Tairi neben mir. Ich hörte ihre Stimme, aber ich vergaß sofort, was sie sagte.

*Das Schiff – damals!*

Eine Gedankenkette lief ab. Die vier Fremden hatten davon gesprochen, die Brücken hinter sich zu verbrennen. Das war etwas Unwiderrufliches. Verbrennen – das konnte bedeuten, daß sie das Schiff zerstörten, weil sie es nicht mehr benötigten, denn sie wollten ja auf dieser Welt bleiben und hier sterben. Das war die Möglichkeit, an die ich nicht gedacht hatte. Nur diese Ahnung, seit dem ersten Zusammentreffen. Sie hatte mich nicht verlassen. Und jetzt erkannte ich, welchen Fehler ich gemacht hatte. Ich wartete zu lange. Ich fühlte mich unsicher und wartete. Was konnte ich tun?

*Es ist noch nicht zu spät!* drängte der Logiksektor.

Vor uns, in einem weiten Halbkreis, brannte das Feuerwerk ab. Vögel flatterten erschreckt durch die Blitze und die Flammen. Überall spiegelte sich das zuckende, farbige Licht in den hellen Wolken der verbrannten Pulvergase. Es begann durchdringend zu riechen, und der Nachtwind trieb die dicken Schwaden nach Osten hinweg. Ich stand starr da und sah wieder die Detonationen und das Feuer vor mir, in denen das drachenflügelige Raumschiff unterging, auf jener Lichtung, in jenen Jahren des langen Krieges.

»Was hast du?« fragte Tairi und zog an meiner Hand. »Gefällt es dir nicht?«

Ich sagte starr:

»Ich muß Gabrielle finden! Sofort!«

Tairi sah mich beunruhigt an und verstand nur die Hälfte.

Ich wiederholte, was ich gesagt hatte, dann packte ich sie bei den Schultern und stieß hervor:

»Du gehst jetzt ins Haus. Schnell! Warte dort auf mich. Und wenn du einen der Fremden sehen solltest, sage ihm, es geht um Leben und Tod. Ich laufe zu ihrem Haus auf der anderen Seite des Parks!«

»Aber...«

»Sie sprengen das Schiff. Vielleicht!« sagte ich.

Sie begriff. Entsetzen kam in ihre Augen, und sie atmete schwer. Ich nickte ihr zu, schob zwei Männer zur Seite und rannte los. Die Sohlen der Stiefel knirschten auf dem Kies, als ich losrannte.

»Ich lief hinüber zum Südparterre, schlug eine andere Dichtung ein und kam am Geländer der Orangerie vorbei. Dann sprang ich im Zickzack die hundert Stufen hinunter und kam an das Gitter. Es war offen, und ich raste hindurch.

»Schneller!« keuchte ich.

Ich konnte unrecht haben, und sie beratschlagten noch. Aber meine Skepsis siegte. Ich stellte mir vor, wie einer der vier Fremden, vermutlich Nyder, auf das Geltet der Fernzündung drückte.

Ich rannte weiter.

Vorbei am Großen Wasserbassin, auf die fernen Tächter der Häuser zu. Kalter Schweiß trat auf meine Stirn, sickerte durch die Brauen und brannte in den Augen. Mein Herzschlag raste. Ich lief über den Kies, sprang auf den Rasen und wurde schneller. Ich stolperte über ein Liebespärchen, als ich durch einen sorgfältig gestutzten Teil einer Hecke sprang. Dann kam ein steinernes Geländer. Ich flankte hinüber. Jede Sekunde war kostbar, das sagte mir eine furchtbare Ahnung. Ich rannte und stolperte weiter und hielt krampfhaft meine Schußwaffe fest.

Weiter.

Schneller. Die ersten Häuser tauchten hinter der Kulisse der Büsche und Bäume auf. Eine kleine, kostbar verzierte Kutsche ratterte in rasender Fahrt quer über meinen Weg. Der Kutscher drosch auf die Pferde ein, die in jagendem Galopp dahinsprengten.

»Endlich. Dort, das Haus!« keuchte ich mit dem letzten Atem.

Ich warf mich gegen die Tür und drückte die schwere Klinke nach unten.

Wohlgeölt glitt die Tür auf.

»Gabrielle! Dié!« schrie ich und stürzte in die Halle hinein.

*Niemand ... nichts ... nur die Asche im Kamin und eine heruntergebrannte Kerze in einem prunkvollen Leuchter.*

»Nyder! Diannot!« schrie ich und wandte mich zur Treppe. Niemand antwortete.

Ich rannte mit letzter Kraft die Treppe hinauf. Genau neunzehn Stufen, registrierte ich flüchtig. Ich blieb eine Sekunde auf einem kleinen Absatz stehen und sah die Kerzen im Leuchter. Dann öffnete sich vor mir die Tür.

Ich flüsterte keuchend und schwitzend:

»Gabrielle! Ich muß euch sprechen. Alle!«

Sie schienen nur kurze Zeit vor mir hereingekommen zu sein. Der Hund kam an ihre Seite, sah mich mißtrauisch an und senkte dann den Kopf, wedelte mit dem langen Schwanz.

»Warum, Atlan?« fragte sie. Sie ahnte nicht, weswegen ich hier war.

*Sage es ihr! Schnell!* schrie der Extrasinn.

Ich sagte dumpf:

»Ich muß euch sprechen. Es ist wegen des ... des Raumschiffes.«

Sie zuckte zusammen, schloß ihre Augen zu schmalen Schlitzen und sah mich lange und schweigend an. Ich wischte den Schweiß aus meinem Gesicht und beruhigte mich langsam. Dann fielen ihre Schultern nach vorn. Sie drehte sich um, zog die Handschuhe aus und ging ins Zimmer zurück. Mindestens dreißig Kerzen brannten in riesigen Leuchtern. Dié holte einen silbernen Krug, einen Pokal, goß Wein hinein und drehte sich wieder um. Sie kam auf mich zu und drückte mit einer resignierenden Bewegung mir den Pokal in die Hände.

»Trink, Atlan!« sagte sie. »Den größten Schluck deines Lebens.«

Ich ahnte es! Ich hatte es geahnt! Verloren. Ich gehorchte und setzte den Pokal ab.

»Das Raumschiff also. Du weißt es. Wer bist du?« fragte sie tonlos.

»Ein seit langer Zeit gestrandeter Raumfahrer. Ich suchte eure Nähe, weil ich von diesem barbarischen Planeten weg muß.«

»Weißes Haar. Vermutlich rötlche Augen hinter den Kontaktlinsen. Du bist Arkonide?«

Ich wagte nicht zu denken und zu atmen.

»Ja.«

»Das Schiff wurde versteckt. Du hast es also beobachtet. Und etwa jetzt sind Nyder und Verga am Schiff und laden alles aus, was wir brauchen. Das heißt, sie haben es sicher schon auf die sechs Gespanne verladen, die wir gemietet haben. Das Schiff wurde gestartet und jagt ferngesteuert in die Sonne.«

Ich fühlte, wie meine Knie weich wurden. Wieder trocknete mein Mund aus. Ein zweiter Schluck Wein. Er wirkte sofort, und so konnte ich das Furchtbare ertragen. Der Alkohol hüllte meine Gedanken in einen silbrigen Nebel. Ich ging schleppend zu einem Sessel und fiel schwer hinein.

»Ich habe einen schnellen Gleiter«, sagte ich rückhaltlos. »Kann ich noch etwas helfen? Ist noch Zeit?« Ich wurde lauter und erregter. Schließlich sprang ich auf, ein Funken Hoffnung glühte auf wie die Holzkohle des Kamins. Ich schrie: »Kann ich noch etwas ausrichten, wenn ich den versteckten Gleiter abrufe und die Richtung des Schiffes fliege?«

Sie schüttelte ihr Handgelenk. Der Blick, mit dem sie mich ansah, war voller Mitleid. Ihre großen Augen wurden dunkel. Über ihren Unterarm rutschte ein schweres Schmuckstück herunter. Sie drückte auf ein Glied des dicken Armreifens, und ein Rubin sprang aus seiner Halterung. Darunter befand sich eine winzige Uhr. Sie starrte die Ziffern an und schüttelte den Kopf.

»Tut mir leid. Wirklich. Es ist zu spät, Arkonide.«

»Warum?« fragte ich keuchend.

»Das Schiff ist längst entladen und gestartet. Wir haben die dreißigjährige Wanderschaft satt.«

Ich saß da wie erstarrt. Wieder einmal hatte ich versagt. Aber ... ich begann schon jetzt nach Entschuldigungen zu suchen. Dié schaute auf mich herunter, dann ging sie nach kurzem Zögern zu einem der fünf Fenster und öffnete eine doppelte Tür. Ich sah das zierliche Geländer eines winzigen Balkons.

»Komm!« sagte sie leise.

Ich stand auf, ging diagonal durchs Zimmer und trank den Pokal leer. Ich stellte ihn auf den Kaminsims und ging hinaus auf den Balkon. Sie stand da und lehnte sich an die Mauer. Efeublätter raschelten unter ihren Schulterblättern.

»Dort!«

Ihr Arm hob sich, und sie deutete auf den oberen Rand der Wolke, die vom Schloß zu uns herübertrieb. Das Licht des Vollmondes zeichnete die oberen Ränder der Rauchschwaden in einer feinen, silbernen Linie nach. Darüber schwebte die Mondscheibe. Und zwischen den Kronen der mächtigen Bäume und den ersten Sternen sahen wir beide den fast geraden Strich.

*Der Kondensstreifen. Oder das Feuer der Düsen,* sagte der Logiksektor.

Das Raumschiff war aus seinem Versteck heraus gestartet. Es raste durch die aufflammende Lufthülle und befand sich vermutlich schon jetzt auf einem Kurs, der es in wenigen Stunden in der Sonne verglühen lassen würde. Rund acht Lichtminuten war Larsaf s Stern entfernt, *le soleil* würde man sie hier nennen. Die Sonne. Die erbarmungslose Sonne, die wohltuend die Haut bräunte, die Pflanzen assimilieren ließ und Raumschiffe fraß, ohne sich zu verändern. Was würde Blaise Pascal sagen, wenn er diesen Vorgang erkannt hätte? Pascal war tot.

Seit rund vier Jahrzehnten.

»Steuert Nyder das Schiff vom Boden aus?« fragte ich.

Als Dié zur Antwort ansetzte, hörte ich das Geräusch des startenden Schiffes. Es war beachtlich laut. Als sie gelandet waren, schienen sie andere Aggregate eingesetzt zu haben. Ich fühlte, wie sich der harte Klumpen in meinem Magen auflöste. Die Übelkeit begann, von meinem Körper Besitz zu ergreifen.

»Nein. Er programmierte den Kurs, stellte die Startautomatik ein und verließ das Schiff.«

Ich erkundigte mich trotzdem:

»Gibt es keine Möglichkeit, das Schiff anzufunkeln und auf der Strecke bis zur Sonne zur Kursänderung zu bringen?«

»Glaube mir,« sagte sie, während das Geräusch des Überschallknalls sich mit dem Platzen der letzten Pulverhülsen mischte, »ich hätte es unternommen. Alles, nur um dir zu helfen. Wir brauchen das Schiff nicht, und einen Flug nach ARKON hätte es auch noch überstanden.«

»Also: keine Chance für mich?«

»Nein. Es tut mir leid, Arkonide. Versuche, alles zu vergessen. In einigen Stunden hat sich das Schiff in einige Milliarden Partikel des solaren Massendefekts verwandelt, in glühendes Gas der Korona oder der Photosphäre.«

Ich flüsterte:

»Alles war umsonst! Alles. Ich wollte euch heute abend bitten, mir eine Passage nach ARKON zu ermöglichen.«

»Und du bist zu spät gekommen. Seit wann bist du hier?« fragte sie und bedeutete mir, aus der nach Pulvergasen riechenden und zudem feuchtkalten Luft ins Zimmer zurückzugehen.

»Seit Jahrtausenden!« sagte ich. Ein Rest Vernunft funktionierte noch, und da ich niemandem mein unterseeisches Versteck verraten wollte, fügte ich hinzu: »Wenigstens fühle ich es so. Ich bin zu lange hier.«

»Also zu lange.«

»So ist es!« sagte ich.

Wir sahen uns an. Zwei auf diesem Planeten gelandete Raumfahrer. Sie fühlte sich vielleicht im Augenblick nicht besonders wohl, aber ich konnte kaum einen vernünftigen Gedanken fassen. Ich

lehnte mich im Sessel zurück und schloß die Augen. Ich erinnerte mich noch an das innere Training des Zen und versuchte, die Herrschaft über meinen Verstand und meinen Körper wieder zu erlangen. Schließlich schenkte ich mir noch einen Pokal voll Wein und sagte:

»Dié oder Gabrielle Doreau – ich habe meine Chance vertan. Ihr wollt hierbleiben?«

Sie nickte und versicherte:

»Bis zu meinem Tode. Das wollen wir alle und deshalb starteten wir nach reiflicher Überlegung das Schiff. Das, was wir aus den Lagerräumen geborgen haben, wird uns auf alle Fälle ein behagliches Leben garantieren. Außerdem können wir hier alle unsere Träume nachspielen. Für Wesen wie uns ist dieser Planet eine Art Sandkasten: Wir können versuchen, alle unsere Träume wahr werden zu lassen. Willst du dich anschließen?«

»Vielleicht!« sagte ich dumpf. »Ich muß erst einmal über die Enttäuschung hinwegkommen. Aber, wie ich mich kenne, wird das nicht lange dauern. Wir sollten uns in einigen Tagen treffen und alles diskutieren.«

Sie legte das Schmuckstück ab und warf es achtlos auf ein Tischchen mit geschwungenen Beinen.

»Dieses Mädchen Tairi. Weiß sie ...?«

Ich nickte.

»Sie weiß alles. Fast alles. Ich habe sie von einer Insel fern im Osten mitgenommen. Sie wird von Tag zu Tag klüger, und das ist etwas, das man von den wenigsten Bewohnern dieser Welt sagen kann.«

»Richtig. Wir werden einige bemerkenswerte kulturelle Anstöße geben können. Und du, Atlan – was wirst du tun?«

Ich lachte bitter auf.

»Nichts anderes. Was bleibt mir übrig. Und eines Tages habe ich alles satt und verschwinde so schnell band ungesehen, wie ich gekommen bin.«

»Wohin?« fragte sie flüsternd.

»Irgendwohin!« sagte ich.

Wir schwiegen und sahen uns an. Nach etwa einer Stunde kam Verga oder Beatrix de Vergaty, und in wenigen Sätzen berichtete ihr Gabrielle, was geschehen war und wen sie hier vor sich hatten. Ich nickte immer nur und trank weiter.

Endlich hatte ich die Kraft, aufzustehen und zu sagen:

»Meine Damen – ich bedauere, daß ich mich gehenließ. Aber die Enttäuschung warf mich fast um. Ich gehe jetzt in dieses kleine Haus, betrinke mich vollkommen und werde die nächsten Tage meinen Rausch ausschlafen. Dann reden wir über alles. Und über unsere Pläne zur Verschönerung des menschlichen Verstandes und dieses Planeten. Ich gehe.«

»Gute Nacht!« sagte Verga und blieb sitzen. Auch sie war mehr als nur verblüfft.

»Ich bringe dich an die Tür«, meinte Gabrielle und half mir die Treppe hinunter. Sie küßte mich zum Abschied auf die Stirn und schloß dann die Tür hinter sich.

Ich war allein mit dem Kies unter meinen Sohlen und fümt meiner Enttäuschung.

Langsam wanderte ich durch den Park, umging den Banal und war ziemlich erschöpft, als ich unser Häuschen erreichte. Ich sah Licht hinter den Scheiben und eine Silhouette. Tairi No Chiyu. Sie erwartete mich.

Mit Hilfe Jeans, den sie weckte, schlepppte sie mich die Treppen hinauf und bis zu unserem prunkvollen Bett. Sie zog mich aus, löschte die Kerzen und wartete, bis ich schlief, in alkoholischem Nebel versunken.

Der Schlaf löschte einen Teil der Bitterkeit in mir aus, aber als ich wieder erwachte, fühlte ich mich schlecht, unausgeschlafen und schmutzig.

Ich nahm ein heißes Bad mit Kräuterauszügen.

\*

*Vier Tage später:*

Nyder, Troy und ich hatten ein ausgezeichnetes Frühstück eingenommen und spazierten jetzt durch die Gärten von Versailles. Jeden Tag entdeckten wir etwas Neues, einen überraschenden Ausblick, ein Bassin oder eine andere Gruppe aus Steinfiguren oder Bronzeplastiken. Wir alle merkten, daß sich der Frühling langsam zum Sommer wandelte.

»Ich sehe, Atlan, daß du den Schock einigermaßen gut überstanden hast«, sagte Nyder und sah mich von der Seite an. Sein Gesicht war scharf, und ich ahnte, daß ihn ununterbrochen die Möglichkeiten beschäftigten, die er zu haben glaubte – dieser Mann hielt sich für ein halbes Genie, für einen technischen Heilsbringer für dieses Volk.

»Es blieb mir nichts anderes übrig«, meinte ich verdrossen und beobachtete ein Eichkätzchen, das vor uns über den Weg huschte, uns neugierig und ohne Scheu ansah und dann einen Stamm senkrecht hinauf turnte. »Ich betrank mich zweimal, kurierte zweimal einen Kater aus und überließ mich dem Selbstmitleid. Tairi schaffte es, mich zu trösten.«

»Wie schön, daß es Frauen gibt«, meinte Troy. »Und hier, am Hof, sind die schönsten Frauen versammelt, die ich je gesehen habe. Sie sind besonders den Komplimenten von Raumfahrern außerordentlich aufgeschlossen.«

»Wie schön für dich«, sagte ich sarkastisch. »Hoffentlich habt ihr genügend Medikamente gegen alle möglichen Ansteckungsgefahren bei euch!«

Er winkte ab.

»Genügend!« sagte er. »Nun erhebt sich unter uns die große Frage, was wir tun. Abgesehen davon, daß wir uns sehr wohl fühlen, daß jeder Tag, den wir erleben, ein wahr gewordener Traum ist. Was sollen wir tun?«

Ich hob die Hand und deutete auf eine Gruppe Gärtner, die eine seltsame Arbeit verrichteten. Sie versetzten die blühenden Pflanzen. Der vierzehnte Ludwig sah an fast jedem Morgen ein anderes Bild, wenn er aufstand und seinen Park betrachtete. Die Pflanzen und Blumen wuchsen in Töpfen, die man ins Erdreich versenkte. Dadurch, daß man die Behälter schnell ausgraben und immer wieder umgruppieren konnte, veränderte sich die barocke Ornamentik täglich. Oder immer dann, wenn es der greise Sonnenkönig wünschte, der nahe dem siebzigsten Geburtstag war.

»Was soll der Hinweis, Atlan?« fragte Troy.

»Ich wollte damit sagen, daß diese Gärtner eine Arbeit tun, die sie gelernt haben oder gern ausführen. Ein jeder von uns sollte zwei Dinge versuchen.«

Langsam spazierten wir weiter. Zwei Damen zu Pferde, von einem Gardisten der Schloßwache gefolgt und wohl auch beschützt, ritten an uns vorbei und sahen sich nach uns um.

»Welche, Atlan?«

Ich zögerte. Verglichen mit diesen vier Menschen war ich ein hoffnungsloser Skeptiker. Wo in ihnen ein inneres Feuer zu brennen schien, dachte ich an die endlose Kette meiner Versuche und der daraus resultierenden Mißerfolge. Nachdenklich führte ich aus:

»Jeder sollte seine Interessen und seine Begabungen prüfen. Dann sollte er einen Plan aufstellen, was ihm besonders liegt, was er >erfinden< will, was er ergründen möchte. Mit dieser Aufstellung gehen wir zum König und versuchen, seine Unterstützung zu erhalten.«

Ärgerlich knurrte Nyder:

»Warum dieser Umweg? Warum nicht gleich Erfindungen unters Volk werfen? Außerdem scheint dieser Greis eine rechte Bremse zu sein. Er hält die Kultur auf. Nicht zuletzt durch seine Kriege.«

Ich lachte und sagte:

»Werde Heerführer und besiege die Holländer. Vielleicht ist es das, was du besonders gut kannst!« Er grinste, wurde nachdenklich und murmelte schließlich vor sich hin:

»Ich werde über diese Idee nachdenken. Aber du hast die Frage nicht beantwortet. Warum der Umweg, wenn der direkte Weg möglich ist?«

Ich erwiderete mit ungewöhnlicher Schärfe und Bestimmtheit:

»Wir leben unter einer absolutistischen Herrschaftsform. Der Buchdruck ist schon erfunden. Aber ich kann mir denken, daß ein König, der sein Volk weiter auszubeuten geruht, eine derart aufklärerische Erfindung gar nicht gern sieht.«

Wir blieben stehen und betrachteten einen alten Mann, der in einige außerordentlich kostbare Kleidungsstücke gehüllt war. Er saß auf einer steinernen Bank und warf Brotbrocken ins Wasser eines Kanals. Gab es dort tatsächlich Fische! Es schien so. Ich sprach weiter.

»Und dieser bewußte Erfinder kann schneller, als es ihm lieb ist, vor ein Tribunal geschleppt, verurteilt und aufgeknüpft werden. Viele Erfindungen und Erfinder sind solche beschwerliche und jäh endende Wege gegangen, meine lieben Freunde.«

Troy meinte nach kurzer Überlegung:

»Du scheinst nicht unrecht zu haben, Atlan. Und für welchen der vielen möglichen Wege wirst du dich entscheiden?«

*Vorsicht! Antworte nur nach langer Überlegung. Verrate ihnen nichts – du bist freiwillig der Wächter dieses Planeten!* sagte der Extrasinn unüberhörbar.

Ich lachte.

»Warum lachst du?« fragte Troy.

Ich sah den alten Mann genauer an und verglich das Gesicht und die Gestik mit den Informationen, die ich durch meine Robotspione eingeholt hatte. Ich wußte, daß dort, nur dreißig Meter von uns entfernt, der König saß und die Fische fütterte. Nicht einmal die emsigen Gärtner schienen ihn erkannt zu haben.

»Ich lache aus gutem Grund«, erwiderte ich. »Ich werde versuchen, mich mit allen Geistesgrößen dieser Zeit in Verbindung zu setzen und mit ihnen zu sprechen. Sie werden mich einiges lehren können, und vielleicht kann ich eine Menge umstürzlerischer Gedanken vder Aufklärung und eines kommenden Zeitalters der Vernunft auf diese Weise aussäen.«

Nyder grinste mich an und machte eine verwegene Geste. Die Bewegung war ausgesprochen umfassend und barock. Er sagte:

»Ich spiele noch immer mit dem Gedanken, den alten König zu ersetzen. Wäre ein Mann von unserer Klugheit und Bildung König von Frankreich, könnte er alle seine Vorhaben durchführen. Dieses Volk würde dann in einigen wichtigen Dingen die Herrschaft über den Rest dieses Kontinents antreten können. Auch über Rußland, von dem wir nicht mehr wissen, als daß man dort Russisch spricht und die Zaren die Leibeigenschaft kultivieren bis zum Exzeß.«

»Vergiß deinen Traum, Nyder. Wir alle sind dagegen!« sagte Troy hart. »Vergiß ihn schnell und für immer.«

»Es wird mir schwerfallen.«

Er schien tatsächlich von dieser unvernünftigen Idee besessen zu sein. Macht schien Nyder zu faszinieren. Ich war mit der Analyse seines untypischen Verhaltens noch lange nicht fertig. Im Gegensatz zu seinen Freunden, die ihn sehr genau zu kennen schienen.

»Ein Beruf oder vielmehr ein Schicksal, in dem du Kaufen, mit allen Frauen etwas anfangen, dich austoben und sogar deinen Intellekt einsetzen kannst. Das würde ich an deiner Stelle versuchen.«

Nyder starzte Troy an und begriff langsam.

»Du hast recht. Ich werde meine Bemühungen darauf konzentrieren, in der französischen Armee den Haarbeutel einzuführen. Ich muß nur darauf achten, einige besonders wichtige Schlachten eines der vielen Kriege zu gewinnen. Und schon ist mein Ruhm gesichert.«

»Manchmal redest du ungewöhnlich dummes Zeug!« sagte Troy ärgerlich. »Im Ernst, Atlan. Was willst du tun?«

Ich meinte es ernst, als ich entgegnete:

»Ich werde alle die vielversprechenden Talente dieses Landes und darüber hinaus auch anderer Länder besuchen und mit ihnen sprechen. Ich werde darauf achten, daß die Ergebnisse dieser Gespräche den Menschen dieses Planeten helfen, ein würdigeres Leben zu führen. Das meine ich im Ernst, auch wenn ich die Erfolge durchaus skeptisch beurteile.«

Ich steuerte unsere Gruppe unauffällig, aber genau auf die Gestalt des Königs zu. Als ich mich umsah, bemerkte ich den Hauptmann der Palastwache, der auf seinem Rappen saß und den König bewachte. Die Hand des jungen Mannes lag auf dem runden Kolben seiner schweren, mit Gold eingegleiteten Reiterpistole.

Ich hob kurz die Hand, der Mann erkannte mich und nickte.

Nyder sagte kurz:

»Troy hat recht. Ich scheine tatsächlich für eine Art militärischer Karriere geschaffen zu sein. Vielleicht reformiere ich die französische Artillerie. Vielleicht erfinde ich ein Schnellfeuergeschütz.«

Ich lachte und sagte:

»Das hat ein anderer Mann schon erfunden. Leonardo da Vinci. Die Idee war von mir. Aber sie setzte sich nicht durch. Kalkulierte bereits jetzt eine gehörige Portion Mißerfolg ein.«

Wir standen vier Meter von der Steinbank entfernt. Ich hielt die beiden Raumfahrer zurück und sagte leise:

»Der König.« Und etwas lauter: »Guten Morgen, Majestät.«

Der alte Mann mit der langen weißen Perücke hob den Kopf und sah uns schweigend und mit scharfen Augen an. Irgendwie ähnelte er einem alten Geier. Er nickte, lächelte knapp und sagte mit brüchiger, befehlsgewohnter Stimme:

»Ich kenne Euch, und ich kenne Euch auch wieder nicht. Ihr dort, mit dem weißen Haar des Greises und dem Gesicht des jungen Mannes – Ihr seid der Freund der Antoinette de Droyden, nicht wahr?«

Ich beugte ein Knie, nahm den Hut ab und vollführte eine lange Bewegung.

»So ist es, Majestät,« sagte ich. »Ich bin Atlan de l'Arcon. Und ich versuche seit einiger Zeit, das Wohlwollen Eurer Majestät zu erregen.«

»Was den Stil Eurer Kleidung betrifft, so habt Ihr es bereits,« sagte Ludwig. Ich mochte mich dagegen wehren, aber der Eindruck blieb stark und lebendig. Vor mir hatte ich einen Mann, der zum Herrschen geboren worden war, und der seit seiner Kindheit geherrscht hatte. Eine gewisse Aura der Macht umgab ihn. Es war, als würde die Luft um ihn herum flimmern – das dachten die meisten seiner Untertanen. Für uns war er ein alter Mann mit einem griesgrämigen Gesichtsausdruck, um den herum alle Menschen vor seiner Macht schauderten und nicht zu atmen wagten.

»Ihr habt nicht von uns gehört?« fragte Troy und machte ebenfalls eine Gebärde der Ehrfurcht. »Wir sind Fremde, Reisende aus fremden Ländern, und wir staunen über die Schönheit, den Stil und die Pracht der Bauten. Und über die Klugheit des Herrschers.«

Der König betrachtete uns schweigend. Einige Sekunden lang hatten wir alle drei das Gefühl, als ob uns seine Augen durchbohren wollten. Er schien gute Menschenkenntnis zu besitzen, denn er deutete mit seinem Stock auf Nyder und sagte:

»Ihr seid Herr Diannot de Jara?«

»So ist es, Majestät!« sagte Diannot.

»Und Ihr wollt mir erzählen, daß Ihr ein guter Reiter, ein meisterlicher Schütze und ein Mann seid, der das Schicksal von Schlachten beeinflussen kann? Und Ihr habt besonders den Damen eine Reihe phantastischer

Geschichten erzählt, gegen die ein Mann wie Voltaire verblaßt?«

Diannot gestattete sich ein halb verlegenes, halb trotziges Lachen und sagte leise:

»Ihr habt recht, Majestät. Dieser Mann bin ich. Ich suche eine Beschäftigung, in der ich freie Hand habe. Und ich glaube, Ihr habt diesen Posten für mich.«

Der König nickte mehrmals, schob seine Perücke nach hinten und stieß seinen Stock heftig auf den Boden.

»Ich habe Hunderte von Männern, die mir in den Ohren liegen und versuchen, eine Stellung zu bekommen. Ich habe Künstler reich gemacht, ich habe Bildhauer gefördert, ich habe Mansart zu einer Berühmtheit werden lassen. Ich warne Euch, Diannot de Jara.«

»Wovor?«

Jetzt merkten wir, wieviel Energie noch in dem fast Siebzigjährigen steckte. Seine Stimme war lauter und fester geworden. Jedes Wort, das er aussprach, schien er vorher genau auf seine Wirkung untersucht zu haben. Ich zwinkerte überrascht und sah, daß der Hauptmann der Wache unruhig zu

werden begann und langsam zu uns heranritt.

»Wenn Ihr mir gute Pläne und gute Vorschläge vorlegt, werde ich Euch fördern. Wenn nicht, bleibt Ihr ein Staubkorn in der Masse, ein Grashalm auf einem königlichen Rasen. Überlegt genau, was Ihr wollt – und dann kommt zu mir.«

Diannot beugte ein Knie, hob den Kopf und schien beeindruckt zu sein. Er sagte nach einigen Sekunden:

»Ich danke Euch, Majestät. Ich werde mich an diese leuchtende Stunde erinnern. Vielleicht erinnert Ihr Euch auch daran. An diese Stunde, an mich, und an meine beiden Freunde. Und an die schönen Mädchen, die wir mit uns brachten.«

Der König sah zu Boden und schien die Kiesel zu zählen. Wir blieben stehen und sahen uns einige Minuten lang verblüfft an. Der Hauptmann erkannte, daß wir für seinen Herrn keine Gefahr darstellten und zügelte

seinen Rappen. Dann, mit einer ruckhaften Bewegung, schaute Ludwig von Gottes Gnaden auf und sah uns nacheinander in die Augen. Jetzt besaß er den müden, etwas resignierenden, aber ungebrochenen Blick eines klugen alten Mannes. Ich korrigierte meine Überlegungen: es war ein Blick voller Weisheit. Leise sagte er:

»In zehn Tagen gebe ich ein Essen. Nur wenige Menschen und einige erlesene Speisen. Wir werden bei der Musik des Michel-Richard Delalande soupieren. Er schrieb einige hübsche Melodien. Ich lade Euch alle ein – nach dem Essen werden wir im kleinen Kreis diskutieren können. Auch meine Ratgeber werden dabei sein.«

Ich sagte mit echter Begeisterung:

»Die Güte eurer Majestät ist bekannt. Aber Ihr übertrefft Euch selbst. Wir sind mehr als geehrt.«

Er nickte, deutete mit dem Stock auf den Weg und sagte leise und müde, als habe ihn die Unterhaltung erschöpft:

»Bitte, laßt mich jetzt allein. Ich bin ein alter Mann, und das Geräusch Eurer Stiefelsohlen stört mich beim Nachdenken. Und selbst ein König muß ab und zu denken.«

Wir verbeugten uns abermals und gingen. Einige Minuten lang sagte keiner von uns ein Wort. Dann erklärte Troy:

»Noch nie hatten wir eine solche Chance, Nyder. Wir sollten eigentlich wie die Wahnsinnigen durch den Park rennen und zu Hause überlegen, welche Ideen wir haben sollten.«

»So ist es«, meinte ich. »Vorausgesetzt, Nyder gibt seinen bemerkenswerten Einfall auf, Frankreich in der Maske des vierzehnten Ludwig regieren zu wollen.«

Nyder zuckte nur die Schultern.

»Gehen wir«, sagte ich. »Heute abend bin ich bei Euch zu Gast, edle Herren. Und wir werden versuchen, unsere Ziele klar zu definieren. Wenn sechs Hirne zusammenarbeiten, dann sehe ich tatsächlich eine Möglichkeit, den Frieden herbeizuführen und das Los der Menschen zu verbessern, ohne daß wir deswegen zu Eiferern werden müssen. Jede Arbeit, die einen mit Befriedigung erfüllt, ist gut. Auf heute abend, Nyder? Troy?«

»Bis heute abend.«

Ich sah ihnen nach, als sie in Richtung des Hauses gingen, dessen Miete sie nun bezahlten. Es war inzwischen von oben bis unten gereinigt und durchgesehen worden. Die Gegenstände aus dem Raumschiff verteilten sich auf insgesamt fünfzehn prächtige Räume und fielen nicht sonderlich auf, weil sich die vier kosmischen Vagabunden hervorragend tarnten.

Nyders Lächeln gefiel mir nicht ...

*Achte auf ihn! Er wird alles versuchen, um Macht in seine Hände zu bekommen. Er will sich nicht persönlich bereichern, weil er weiß, daß seine Zeit befristet ist. Aber er liebt die Macht um der Macht willen, drängte der Extrasinn.*

Es war gut, daß ich die meisten meiner Vorteile nicht preisgegeben hatte. So befand sich Hector, der geschenkte Jagdhund, noch immer im Haus der Vagabunden. Ich würde ihn benutzen müssen, um Nyder zu überwachen.

Beim ersten Anzeichen dafür, daß er Ludwig ermorden und sich an seine Stelle setzen würde,

mußte ich eingreifen.

Da mir der Flug nach ARKON weiterhin unmöglich war, da diese Welt noch lange auf die Aufklärung durch die Angehörigen einer aufgeklärten, erfahrenen Rasse warten würde, durften die Eingriffe und die Denkanstöße eine bestimmte Größenordnung nicht übersteigen. Ich hätte gern einen Räderpflug konstruiert, aber ich würde nicht zusehen, wenn in die hierarchischen Strukturen brutal eingegriffen wurde. Besaß Nyder nämlich einmal seine Macht, würde sie ihn korrumpern. Und dann war er nichts anderes als ein Tyrann.

*Das darf nicht geschehen!* sagte der Logiksektor.

»Es wird nicht geschehen!« sagte ich, während ich meinem Haus entgegenstrebte und mich darauf freute, am Nachmittag mit Tairi auszureiten.

*Das Feuer war erloschen ...*

*Das Feuer der Hoffnung und der halben Gewißheit, endlich diesen Planeten verlassen zu können. Die Hoffnung, mit anderen Wesen als mit beschränkten Menschen verkehren zu können. Plötzlich war diese Hoffnung erloschen – oder in der Sonne aufgeflammt. Jetzt kamen die Tage und Wochen der Besinnung. Meine Mission war wie alle vorherigen gescheitert und nur vor mir allein, bestenfalls mit dem Roboter Rico als Zeugen, übernommen hatte. Der Wächter über das Wohl dieses Planeten. Ein Wächter, dessen Einfluß nicht weiter reichte als sein Arm. Aber ich mußteesaus dieser selbstgewählten Verpflichtung heraus immer wieder versuchen.*

*Ich mußte aus der roten Glut wieder ein Feuer entfachen.*

*Nicht zu lebhaft, nicht zu hell und nicht zu heiß. Aber dauerhaft. Atlan von Gonozal, Kristallprinz und Flottenadmiral schickte sich im Zentrum des Absolutismus an, Aufklärung zu betreiben.*

Ich begann bitter zu lachen.

Als ich das Haus erreichte, sah ich die beiden Kutschen und die drei Gespanne. Meine alte, kluge und ausnehmend geistreiche Freundin, Madame de Droyden, war angekommen.

Vielleicht wurde es ein gutes Jahr ...

Ich ertappte mich, wie ich immer schneller ging und schließlich auf das efeuüberwucherte Haus zulief. Castor kam auf mich zugeschossen und lief vor mir her.

Das Stichwort: *Symphonies pour les Soupers du Roy* – die Tafelmusik von Delalande.

Mein Ziel hieß: Versuch, aus einer verfahrenen und für Tairi und mich hoffnungslosen Situation das Beste für uns und für möglichst viele Menschen zu machen.

Ich mußte sarkastisch lachen und blieb am Eingang zum Garten stehen.

»Warum lacht Ihr, mein weißhaariger Freund?« fragte Antoinette de Droyden, die in der Halle stand.

Ich erwiederte:

»Weil ich gezwungen bin, statt des kurzen, einfachen den ganz langen und überdies beschwerlichen Weg zu gehen.«

Sie lächelte mich an und glich heute mehr denn je einer kleinen, sorgsam geschnitzten und dekorierten Figur aus altem Elfenbein. Schließlich erwiederte sie leise:

»Ihr seid undankbar, Atlan. Ihr habt mehr als alle Menschen, die Ihr kennt. Ihr solltet froh sein, daß Ihr die Möglichkeit habt, überhaupt einen Weg gehen zu können.«

Ich kapitulierte vor der Klugheit dieser Frau. Ich küßte ihre zerbrechlich aussehende, gelbe Hand mit den kleinen Altersflecken und sagte:

»Wir freuen uns, Antoinette, daß Ihr hier seid. Es wird ein gutes Jahr für alle werden.«

Sie nickte und schloß:

»Weil ich das ahnte, kam ich her. Ich wünschte, Tairi wäre meine Tochter. Oder ich wäre jung genug, um Euch verführen zu können.«

»Madame werden frivol!« sagte ich und trug sie die Treppe hinauf. Sie war so leicht wie ein Kind.

Eine Handvoll Menschen. Eine Handvoll Schicksale. Ein kurzer Moment hatte uns zusammengeführt. Einige Zeit verliefen die Wege dieser Personen parallel zueinander, dann trennten sie sich und gingen fächerförmig nach allen denkbaren Richtungen. Und wieder versuchte ich, über mich hinauszuwachsen und mit der Hilfe weniger Menschen und meiner viel zu geringen

Kenntnisse, etwas zu bewegen, etwas zu verändern. Nach Möglichkeit zum Guten. Meine Hilfstruppe bestand aus einer alten Frau, deren Tod ich durch einige geriatrische Medikamente hinauszögern würde und dadurch, daß ich ihr einige Stunden lang den Zellaktivator umhängen würde. Aus einem japanischen Mädchen, die mir auf jede nur denkbare Weise half, aber von der ich nicht erwarten konnte, daß sie ein Raumschiff konstruierte oder das kaum existierende Bildungswesen reformierte. Und aus vier anderen Wesen, deren Herkunft nicht genau zu bestimmen war, und die vier verschiedene Wege einschlagen würden.

Und aus zwei Robothunden und einem Haufen technischer Hilfsmittel, die, beim unbarmherzigen Morgenlicht besehen, bestenfalls dem eigenen Schutz dienten.

Es war schwer, nicht zu resignieren.

Aber die scheinbar sinnloseste Tätigkeit hier in Versailles war immer noch besser und vielversprechender als die Flucht in das stählerne Gefängnis unter den Wellen des Meeres.

Ich würde also Atem holen und arbeiten müssen. Ich war es gewohnt. Millionen Menschen dieses Planeten ging es wesentlich schlechter als mir.

*Es ist keine Schande, zu Boden zu fallen, sagte der Extrasinn in einer Phase kasuistischer Logik. Aber es ist eine Schande, wenn man nicht wieder aufstehen will!*

10.

Sämtliche Fenster waren weit geöffnet. Von draußen drang das Rauschen der Bäume herein, die unruhigen Schreie der Enten im Schilf, das Zirpen der Grillen und der Geruch der Pflanzen. Es wurde jeden Tag wärmer, und schon die Nächte ließen erkennen, daß der Sommer nicht mehr fern war. Antoinette legte den zierlichen Handspiegel weg und sagte:

»Wenn eine Frau wie ich so oft in den Spiegel schaut, ist es nicht mehr Eitelkeit, sondern Tapferkeit. Trotzdem – nach deiner Behandlung, Atlan, fühle ich mich um zwanzig Jahre jünger. Sogar meine Gicht ist verschwunden.«

»Er ist schon ein talentierter junger Mann!« stellte Beatrix fest. »Wir mögen ihn deshalb.«

»Danke«, sagte ich, gab dem Diener einen Wink. Er füllte die Pokale auf und reichte das Tablett mit den Leckerbissen herum.

»Das gefährlichste aller berauschenen Gifte ist der Erfolg«, sagte ich dann. »Wir leben jetzt seit einigen Wochen im Schloß und haben eine Audienz beim König vor uns. Wie stehen die Pläne?«

Antoinette de Droyden hatte die unteren Räume des Hauses bezogen. Tagelang waren die Handwerker beschäftigt gewesen. Jetzt leuchtete der große Salon in neuen Farben. Erlesene Kostbarkeiten befanden sich in den Schränken. Schwere Vorhänge hielten die feuchte Nachluft ab. Wir hatten uns hier versammelt, um über unsere Pläne zu diskutieren.

»Ich habe mein Konzept bereits fertig«, sagte ich. »Ich werde überall, wo ich meine Finger dazwischenzwängen kann, Verbesserungen einführen.«

Royer lachte.

»Der Jammer mit den Weltverbesserern ist, daß sie nicht bei sich selbst anfangen. Wo ist eigentlich Diannot?«

»Er ließ sich entschuldigen. Er hat irgend etwas im Schloß zu tun. Die Handwerker brauchen ihn.«

Im gleichen Augenblick kam der Jagdhund vom Karmin her, zupfte mich vorsichtig am Ärmel und schaute unverwandt und auffordernd hinüber zur Treppe. Ich verstand und nickte ihm zu. Niemand hatte diesen Zwischenfall bemerkt. Während sich die anderen über diese Pläne ausließen, entschuldigte ich mich kurz und ging in unsere Räume hinauf. Sekunden später hatte ich die Tür von innen abgeschlossen, klappte die Schatulle auf und aktivierte den kleinen Bildschirm. Noch immer beobachtete der andere Hund die Fremden.

Ich legte den Schalter um, der die akustische Verbindung freigab. Zuerst sah ich kaum etwas, hörte aber eine Kette merkwürdiger Geräusche. Es klang, als versuche jemand, eine Stimme

nachzuahmen. Dann drehte der Hund den Kopf und visierte auf meine lautlosen Kommandos das Ziel an.

Ich murmelte verblüfft:

»Verdammt! Diannot de Jara!«

Er stand vor einem der Spiegel in seinem prächtigen kleinen Zimmer. Aber er hatte sich verändert. Ich sah genauer hin und drehte an der Schraube für die Scharfabstimmung. Dann erkannte ich, daß er andere Kleider angezogen hatte. Ich runzelte die Stirn, dachte nach, verglich die neuen Informationen mit Erinnerungen meines perfekten Gedächtnisses und sah, daß de Jara Rock, Hose und Stiefel des Königs trug. Oder völlig identische Kopien.

»Nachts geht es nicht ... zuviele Wachen ... wohin mit dem Körper ...?« verstand ich undeutlich. Der Empfang war ausgezeichnet, aber Diannot hatte seine Stimme drastisch verändert. Er bemühte sich, jemanden nachzuahmen ... wen?

Er zündete einige Kerzen an, stellte die beiden Leuchter vor dem Spiegel auf und zog sich die Perücke über den Kopf.

Dann lachte er kurz.

»Niemand wird es merken. Niemand.«

Er unternahm einen Rundgang durch das Zimmer, wobei er sich auf den Stock stützte. Von hinten und im Profil war er nun tatsächlich mit der Majestät zu verwechseln. Und ich war überzeugt, daß er auch ein Mittel finden würde, sein Gesicht derart zu verändern, daß er selbst die nächste Umgebung des alternden Monarchen täuschen würde.

»Zuerst lasse ich ... verschwinden!« flüsterte er.

Er lieferte mir eine faszinierende Studie. Er schien in den Tagen seit unserer Quartierung den König ununterbrochen beobachtet zu haben. Sein Verhalten war derart verblüffend, daß es fast wie eine Parodie wirkte. Verblüffender als das Original, dachte ich.

*Er ist tatsächlich so wahnsinnig und will in die Maske des Königs schlüpfen! Du mußt es verhindern,* sagte der Logiksektor.

Ich lachte kurz auf und sagte mir, daß ich nicht nur das Attentat auf den König verhindern mußte, sondern daß auch gleichzeitig niemand und nichts auffallen durfte. Ertappte man Nyder in dieser Maske, starb er zweifellos. Und mit ihm seine Freunde. Also starben auch wir. Im selben Atemzug wußte ich, daß ein gezielter Schuß nicht die richtige Lösung war. Brauchte ich Vertraute?

Es schien besser zu sein.

Eine halbe Stunde sah ich zu, wie Diannot den Gesichtsausdruck und die Gestik des Königs vor dem Spiegel einübte. Dieser Mann hier besaß ein unheimlich wirkendes Talent zur Kopie, zum Nachahmen anderer Menschen. Jetzt fehlten nur noch die Runzeln und Falten, die charakteristische Nase und der mürrische Gesichtsausdruck. Langsam trottete der Hund näher an Diannot heran. Als der kosmische Vagabund die tappenden Pfoten hörte, drehte er den Kopf und starre das Tier an.

Auf meinem Bildschirm erschien in Großaufnahme das Gesicht des Mannes.

Ich zuckte zusammen.

»Unfaßbar! Unglaublich!« flüsterte ich.

Der alte König sah mich an. Die Täuschung war fast perfekt: Ohne jedes Hilfsmittel war es ihm gelungen, die Gesichtszüge zu kopieren. Fügte man jetzt noch einige Narben, Falten und eine andere Augenfarbe hinzu, würde jeder Mensch in Frankreich Diannot für den vierzehnten Ludwig halten.

»Nun«, sagte Diannot mit der Stimme des Monarchen und in dessen Diktion, »es beliebt dir, Hund, mich anzustarren. Keine Sorge, ich habe mich nur verändert. Ich bin der alte Diannot.«

Der Hund riß das Maul auf und gähnte. Dann schüttelte er sich, klemmte den Schwanz zwischen die Beine und schlich zurück.

»Und eines Abends, wenn sich der Herrscher im Park ergeht, werde ich ihn auswechseln!« sagte Diannot mit seiner normalen Stimme und richtete sich auf. Er zog die Perücke ab und verstaute dann nacheinander die einzelnen Kleidungsstücke in einem Schrank, dessen Schlüssel er abzog.

Ich wartete noch einige Sekunden, dann schaltete ich die Verbindung aus.

»Das hatte ich nicht erwartet!« sagte ich grimmig und versteckte meine Ausrüstung wieder. Jetzt wußte ich, was ich zu tun hatte. Wir alle schienen uns in Nyder getäuscht zu haben.

Ich ging wieder hinunter in den Salon und fand dort die vier Frauen in eine angeregte Unterhaltung vertieft. Es ging darum, Antoinettes Meinung festzustellen: Sie gab Beatrix, Tairi und Gabrielle Ratschläge und Hinweise, was ihrer Ansicht nach das Volk brauchte, um besser leben zu können. Vieles davon war alt und bekannt, einiges war selbst mir neu. Seit ich Antoinette mehrere Tage hindurch jeweils einige Stunden lang den Aktivator umgehängt hatte, schien sie sich auf wunderbare Weise verjüngt zu haben. Sie sah zwar nicht jünger aus, aber ihr Körper war gesünder als je zuvor in den letzten Jahrzehnten.

»Ihr habt wichtige Dinge nicht gehört, Atlan!« sagte Madame de Droyden leise. »War es wichtig, was Ihr in Eurem Zimmer tatet?«

Ich nickte und versicherte wahrheitsgemäß:

»Es war sehr wichtig. Außerordentlich wichtig. Wir werden uns nachher darüber unterhalten.«

Sie warf mir einen abwartenden, neugierigen Blick zu und hob den Pokal.

»In zwei Tagen ist das Gastmahl des Königs«, sagte Royer. »Wir werden dort erscheinen und unsere Gedanken vortragen.«

»Ich lasse mich überraschen. In der Zwischenzeit können wir Unterricht bei Madame de Droyden nehmen. Niemand kennt die komplizierten Tischsitten!« sagte Tairi und lächelte mir zu.

»Das ist eine gute Idee. Wo die Überzeugungskraft nicht ausreicht, springt hilfreich die Etikette ein.«

Gabrielle stand auf und sah Royer und Beatrix an.

»Wir gehen?« fragte Beatrix.

»Ja.«

Ich hob die Hand und sagte leise, aber in bestimmtem Tonfall:

»Mit Euch, Gabrielle, muß ich sprechen. Es ist wichtig, aber ich werde es kurz machen. Bleibt noch einige Zeit hier, bitte.«

Wir verabschiedeten uns von den Freunden. Als nur noch wir vier vor dem Kamin saßen, berichtete ich Gabrielle, was ich herausgefunden hatte. Allerdings stellte ich es so dar, als ob ich selbst Diannot belauscht hätte. Das Mädchen war starr vor Verwunderung und schwieg lange Zeit. Dann flüsterte sie:

»Was schlägst du vor?«

»Vergeßt nicht, daß er Euer Freund ist!« meinte Antoinette leise.

»Keineswegs. Ich schlage vor, daß wir ihn auf dem Weg zu seiner dummen und unbedachten Tat stellen. Wir alle. Greifen wir vorher ein, kann er uns entschlüpfen und sein Vorhaben wahrmachen. Wenn wir zu spät losschlagen, sterben wir alle, weil uns die Palastwache bis über die Grenzen des Landes verfolgt.«

»Wann wollte er den König verschleppen? Und wohin?« erkundigte sich Tairi besorgt und stand auf. Sie begann eine unruhige Wanderung durch den Raum.

»Ich weiß es nicht. Wir müssen ihn ständig beobachten. Am besten wechseln wir uns ab!« sagte ich.

»Einverstanden. Wird er es heute wagen?« fragte Dié.

»Nein. Er versteckte die Teile seiner unwürdigen Maskerade!« sagte ich. »Aber von morgen oder übermorgen an wird es gefährlich.«

»Die Vorsicht und die Raffinesse, mit der er uns angelogen hat und es weiter versucht, ist eigentlich ein Kompliment für uns!« sagte Gabrielle nachdenklich. »Dieser Narr! Er ist nicht schlecht. Atlan – aber er wird leicht übermütig, wenn er keinen echten Widerstand spürt. Und die letzten Jahre haben ihn in einem Maß frustriert, daß er jetzt alles nachholen will.«

»Deswegen, weil ich das alles berücksichtige, möchte ich auch nicht, daß mehr davon wissen als wir!« meinte ich. »Du findest allein zu eurem Haus?«

»Ja. Mein Pferd ist draußen. Jean hat es versorgt.«

Sie verabschiedeten sich, und darin waren wir allein. Wir schwiegen, in unsere Gedanken

versunken. Voltaire hatte über den König geschrieben: »So sehr man ihm auch sein kleinliches Gehabe, seinen allzu großen Hochmut gegenüber den Fremden in den Stunden seines Erfolges, seine Schwäche für viele Frauen, seine allzu große Strenge in persönlichen Angelegenheiten und die leichtsinnig entfesselten Kriege vorwerfen mag, behalten seine großen Vorzüge und seine Taten das Übergewicht über die Fehler.« In zwei Tagen würden wir wissen, ob diese Charakterisierung zutraf. Dann erst konnte ich versuchen, meine Enttäuschung zu vergessen und in nutzvolle Arbeit zu verwandeln.

Aber dadurch verschwand das Problem *Diannot de Jara* nicht.

\*

Delalande sorgte für die musikalische Unterhaltung während der Essen seines hohen Gönners. Die Stücke *pour les Soupers du Roy*, die heute gespielt wurden, dirigierte der Komponist selbst – es war ein ausgesprochen intimes Essen, an dem nur dreißig Personen teilnahmen, die von etwa zwanzig Dienern umschwirrt wurden. Der König thronte am Kopfende der Tafel, und wir wurden der Reihe nach vorgestellt. Man reichte uns zierliche Gläser mit einem gelben, aromatisch riechenden Wein. Verglichen mit den übrigen Anwesenden und selbst mit dem König boten wir Personen einen ausgesprochen glanzvollen Anblick. Wir waren einfach, aber kostbar gekleidet. Selbst unsere Waffen funkelten im Sonnenlicht wie geschliffene Diamanten. Die Mappen mit den verschiedensten Vorschlägen und Anregungen lagen auf niedrigen Tischen abseits der Tafel.

»Die Musik ist klar und wird meisterlich gespielt!« sagte Tairi und schaute fasziniert dem kleinen Orchester zu. Jedes Instrument war nur einmal vertreten, und die Musiker schienen wahre Virtuosen zu sein. Kein Vergleich zu dem Gefiedel, das wir in Sceaux gehört hatten.

»Delalande dirigiert selbst, ein etwa fünfzigjähriger Mann!« flüsterte Antoinette. Wir wurden aufgefordert, uns zu setzen. Die Etikette am Hofe war deswegen so ausgefeilt und zwingend, weil sie das einzige Mittel war, mit dem sich der König Intrigen und Bevorzugungen, Schmeichler und Unwürdige vom Hals halten konnte. Es war eine Kombination aus bäuerlichen Sitten und verfeinerter Lebensart. Zwar speiste man von edelstem Tafelsilber, aber noch immer glich der Tisch nach einigen Minuten des Essens einem kleinen Schlachtfeld.

Der König hob sein Glas, sah mißtrauisch den Wein an und trank einen Schluck. Atemlose Stille trat ein. Majestät beliebten zu sprechen.

»Ich habe heute sieben bemerkenswerte Freunde eingeladen. Zuerst Antoinette de Droyden, eine meiner ältesten, pardon, längsten Vertrauten. Die anderen sechs, die uns fremd erscheinen mögen, sind ihre Freunde. Ich habe beschlossen, sie zu fördern, wenn sie es verdienen.«

Gedämpfter Beifall wurde gespendet. Die Höflinge verglichen ihren König mit Apoll und versinnbildlichten sein Wirken mit den überaus segensreichen Strahlen der Sonne.

»Laßt uns zuerst speisen!« sagte der vierzehnte Ludwig. »Dann werden wir uns unterhalten.«

Die Speisen wurden aufgetragen. Man begann mit dem Servieren beim König und endete am anderen Ende der Tafel. Alles, was hier ausgeteilt, vorgelegt, eingegossen und aufgetragen wurde, war erlesenste Küchenkunst; eine Freude für jeden Gaumen. Indes war dieses Essen fettreich und lag schwer im Magen. Trotzdem aßen wir große Portionen und tranken den ausgezeichneten Wein. Leise Tischgespräche bahnten sich an. Die Musik schaffte es, die steife Atmosphäre aufzulockern. Wir erfuhren, daß der König eine Menge seiner Ratgeber eingeladen hatte. Sie sollten uns wohl prüfen und unsere Ideen genau unter die Lupe nehmen. Ich bemerkte mehrmals, wie Diannot den König studierte, auf die Bewegungen eines jeden Fingers achtete.

Gabrielle und ich wechselten einen kurzen, vielsagenden Blick. Sie hatte verstanden, was ich meinte.

*Versuche, die kommenden Verhandlungen günstig zu beeinflussen. Du und deine Freunde müssen alle Freiheiten behalten!* flüsterte eindringlich der Extrasinn.

Man reichte uns ein Dessert, dann als überraschende Neuheit eine Tasse bitteren Kaffees, eine besondere Delikatesse für diese Zeit – dann trugen die Diener das Geschirr hinaus. Die Gäste

warteten und standen auf, als der König sich erhob. Ich näherte mich langsam dem Monarchen und sagte eine Spur lauter, als es nötig war:

»Wenn Ihr diese Blumen vor den Fenstern seht, Majestät, dann habt Ihr sicher den Wunsch, jemand möchte den Eindruck für die Ewigkeit festhalten.«

Er sah mich mißtrauisch an, zwinkerte und brummte:

»So ist es. Fahrt fort, de l'Arcon.«

Ich lächelte verbindlich und fuhr fort:

»Wenn ein Gemälde entsteht, so ist es einmalig. Zwar können es viele Menschen sehen, aber es ist eine Kostbarkeit. Wenn es nun gelänge, von diesem Bild einen Druck herzustellen? Ein Druck, der alle Farben wiedergibt und in Kupferplatten auszuführen ist? Tausende von Bildern, jedes so schön wie ein Gemälde und wertvoll wie die Natur selbst, können entstehen. Sie gleichen sich dann wie ein Ei dem anderen.«

Mansarts Schwager Robert de Cotte und Coypel, der das Deckengemälde der königlichen Kapelle gemalt hatten, horchten auf.

»Das ist bis jetzt niemandem gelungen. Und ich zweifle daran, daß es Euch gelungen ist, Arcon!« sagte Coypel.

Ich lachte ihm ins Gesicht und versicherte leise:

»Niemand will Eure Kunst lästern. Dort drüben habe ich die Zeichnungen. Ihr werdet sehen können, daß mit nur drei Farben jede andere Farbe und Farbnuance darzustellen ist. Denkt Ihr an die ungeahnten Möglichkeiten dieses Verfahrens?«

Nachdem ich meine Zeichnung ausgebreitet und erklärt hatte, wußten fast alle hier im Raum, was diese Erfindung wert war.

*Gewonnen. Sie sind interessiert!* sagte triumphierend das Extrahirn.

Der König sagte nach einer Weile:

»Ein Mann namens Le Blon arbeitet schon lange an diesem Verfahren. Bisher schaffte er es nicht. Ich bitte Euch, ihm zu helfen. Und was soll dieses Bild zeigen?«

Ich erklärte es ihm.

In den nächsten drei Stunden waren wir alle ununterbrochen beschäftigt. Unsere Vorschläge und Schilderungen der verschiedensten Erfindungen – darunter der Dampfmaschine – rissen den König und dessen Ratgeber in ihren Bann. Am Ende der Unterhaltung wurde uns großzügigste Unterstützung zugesichert. Jeder von uns hatte seine Vorschläge gemacht, und jeder, abgesehen von Antoinette, würde binnen kürzester Zeit in der Stufenleiter des Erfolges bis in die Nähe des Thrones gelangen können.

Nur Diannot wollte das Verfahren drastisch abkürzen.

Gegen Abend entließ uns der König. Fast alle unsere Pläne waren gebilligt worden und fanden überaus großen Anklang. Wir hatten vermieden, darauf hinzuweisen, daß die meisten Verbesserungen bestehender Techniken und Erfindungen neuer Verfahren (so zum Beispiel des Porzellans) dem Volk mehr nützten als dem Königshof.

An diesem Abend feierten wir ein großes Fest im Haus der Vagabunden.

## 11.

In meiner Erinnerung blieben die folgenden Tage und Wochen bestehen: Es war eine schöne, ruhige Zeit. Aus dem späten Frühling wurde Sommer. Die Schönheit des Parks, eines Systems geometrischer Formen, entfaltete sich erst jetzt vollkommen. Das Rauschen der Wasserkünste, die unzähligen Figuren und das Wild, das in einigen Gebieten des Parks frei umherlief, die gut angezogenen Menschen, eine Menge pikanter oder tragischer Geschichten. Und dann die vielen Nachmitten und Abende, in denen ich mit Tairi eingeladen war oder selbst Einladungen gab. Die künstlerische Elite und die besten Handwerker, die allesamt beinahe Künstler waren, versammelten

sich. Behutsam streute ich meine Informationen aus.

Rico rief Informationen aus den Speichern der unterseeischen Rechenmaschinen ab. Ich bekam sie auf dem Funkweg übermittelt, kopierte die vielen Bilder vor dem Fernsehschirm und reichte diese Informationen an die Gäste weiter. Wie gesagt: behutsam, in kleinen Dosen und stets nur solche Dinge, die sie verarbeiten konnten. Auf diese Art und Weise verhalf ich ihnen zu Erkenntnissen, die sie niemals erfahren würden, weil eine Reise an den betreffenden Ort, in die betreffende Schule oder Werkstatt kaum zu bewältigen war. Architektur und Malerei, neue Techniken in vielen Gebieten, Tricks für den Guß von Bronzefiguren, Materialkunde und einfache physikalische Gesetze und deren Anwendung ... das waren meine ersten Beiträge zur Kultur und Zivilisation. Niemand behinderte unsere Zusammenarbeit. Nur einmal, als völlig unvermittelt der König selbst erschien, in Begleitung des jungen Gardisten, wurden wir etwas nervös. Ludwig aber setzte sich in einen Sessel und sagte halblaut:

»Fahrt fort. Ich höre Euch zu, und ich weiß zu schätzen, was hier geleistet wird. Wenn wir alle einst nicht mehr sind, wird man unsere Zeit als eine große Zeit bezeichnen müssen.«

Am wenigsten schien ihn die Erfindung der Dampfmaschine zu interessieren.

An einem solchen Abend, die anderen Freunde waren inzwischen wieder gegangen, wurde ich plötzlich müde und schlief vor den Zeichnungen ein, den Kopf auf die Tischplatte gelegt. Ich träumte wild und unruhig, und zugleich mit dem Jaulen des Hundes trat Tairi ein.

»Da ist etwas, Liebster«, sagte sie. »Der Hund ... ich bin ganz aufgeregt.«

*Du hast das Programm entwickelt! Der andere Hund will dich warnen!* drängte der Logiksektor.

Ich sah aus dem Fenster. Die Abenddämmerung brach an, zugleich färbte die Glut eines prächtigen Sonnenuntergangs die Baumwipfel rot.

*Der Hund!*

Dort drüben, durch die Breite des Parks von uns getrennt, überwachte der andere Jagdhund Diannot de Jara. Mein Programm sah vor, daß beim nächsten Anzeichen für ein Attentat die Hunde sich gegenseitig verständigten. Alles war klar – ich mußte eingreifen.

Ich stand auf, suchte den kleinen Lähmstrahler und steckte ihn ein. Ich schnallte auch den breiten Gürtel mit dem Degen um und schrie hinunter:

»Jean! Zwei Pferde satteln! Meinen Rappen zuerst!«

Der ehemalige Bauernbursche hatte schreiben und lesen gelernt und sich zu einem hoffnungsvollen jungen Mann entwickelt. Er rief zurück:

»Sofort, Herr!«

Ich fühlte, daß sich die Entscheidung näherte. Das Signal hatte bedeutet, daß der kosmische Vagabund sich anschickte, seine wahnsinnige Idee in die Tat umzusetzen. Ich faßte Tairi an den Schultern und sagte leise:

»Mädchen, höre zu! Du mußt jetzt hinüber zu Gabrielle und den anderen reiten. Sieh zu, daß du die drei Freunde allein sprechen kannst. Sie sollen ihrem Jagdhund folgen. Er wird sie in die Nähe einer Stelle bringen, an der ich versuche, Nyder aufzuhalten. Sie sollen sich sehr beeilen. Ich reite jetzt sofort los.«

Ich hatte ihr alles berichtet; sie wußte, um welche Dinge es jetzt ging. Gelang es Nyder, den Platz des Königs einzunehmen, war alles verloren. Wir liefen die Treppe hinunter. Der Jagdhund folgte mir, schnell und auf lautlosen Pfoten. Auch er kannte seine Befehle. Das positronische Programm sorgte dafür.

Ich rief unterdrückt:

»Castor! Du wirst mich an die Stelle bringen, an der sich Nyder aufhält. Funke deinen Zwillingsbruder an! Schnell!«

Ein kurzes Bellen zeigte mir, daß der Robotmechanismus des Hundes gehorchen würde. Ich rannte um das Haus herum, nickte Jean dankend zu und verneinte, als er mich fragte, ob er mir helfen könne. Dann schwang ich mich in den Sattel des Pferdes und ritt rücksichtslos über den gepflegten Rasen. Ein schneller, flacher Sprung, und der Rappe setzte über die steinerne Brüstung. Wir verschwanden zwischen den geometrisch angelegten Reihen der Büsche und duftenden Sträucher.

Castor lief genau zehn Meter vor dem Pferd und steigerte seine Geschwindigkeit, sobald wir schneller wurden. Ich setzte die Sporen ein und donnerte in halsbrecherischem Gadopp einen langen Kiesweg hinunter.

Zahllose Gedanken schossen mir durch den Kopf, als ich dem Hund folgte und mir Mühe gab, niemanden über den Haufen zu reiten. Der Rapphengst griff weiter aus, als wir einen breiten Rasenstreifen erreichten und die Hufe nicht mehr im Kies ausrutschten. Der trommelnde Hufschlag wurde dunkler und drohender.

Vermutlich wollte Nyder den König mit einem Lähmstrahler niederschießen und wegbringen ...

Aber wohin? Wohin konnte er seinen Gefangenen bringen? Nyder war kein Mörder; er spielte nur seinen Traum von Macht und Einfluß durch. Für ihn war das alles ein Spiel mit hohem Einsatz ...

Wie wollte er vorgehen? Dachte er ernsthaft, mit seinem bewußtlosen Gefangenen in dieser Nacht Paris oder Versailles verlassen zu können? Es war Wahnsinn ...

Wir galoppierten durch den halben Park und kamen leine Zone, die etwas weniger gepflegt war. Ich sah vor mir vier schwache Lichter und erkannte, als wir in rasendem Galopp heransprengten, die kleine königliche Kutsche. Die beiden Lakaien saßen auf den Trittbrettern und schienen zu schlafen. Ich ritt vorbei und blinzelte in der halben Dunkelheit. Vor mir bog jetzt Castor nach links ab und stob in gewaltigen Sätzen unter den Bäumen hindurch. Schattenhaft sah ich weit rechts eine Gestalt! Es mußte der König sein, der offensichtlich mit einer männlichen Statue ein unhörbares Zwiegespräch führte.

Also hatte Nyder noch nicht zugeschlagen. Ich atmete erleichtert auf und zügelte das Pferd.

»Castor!« flüsterte ich zischend. »Wo ist Nyder!«

Der Hund verhielt und sah sich suchend um. Ich wußte, auch er korrespondierte lautlos mit dem anderen Robottier.

Ich wandte mich um.

*Hat dich der König bemerkt? Auf keinen Fall erkennt er dich!* sagte der Extrasinn.

Ich hielt neben einem knorriegen Stamm an. Dicht über mir streckten sich die breiten Äste aus. Der Rappe » und ich verschmolzen mit der Dunkelheit. Nur noch die offenen Rasenflächen lagen in einem Ungewissen Zwielicht. Der Hund stand starr da, als witterte er Wild. Dann riß er den Kopf hoch und bellte dreimal kurz und unterdrückt. Er sah sich nach mir um und sprang vorwärts. Etwas verhalten und zögernd überquerte er den Rasen, huschte am Sockel einer halbnackten Diana aus Stein vorbei und versteckte sich zwischen zwei runden Büschen, die mit weißen und gelben Blüten übersät waren. Ich folgte ihm, lenkte das Pferd zwischen die Zweige des grünen Verstecks und zog scharf den Zügel an. Das Pferd stand regungslos.

Ich nahm den Hut ab und band ihn am Sattelknauf fest. Dann entsicherte ich die kleine Waffe, die einem Damenterzerol nachgebildet war und wartete.

Meine Ohren begannen, sich an die Stille zu gewöhnen.

*Nichts ...*

Dann Ungewisse Geräusche von links, aus der Richtung der Avenue de Sceaux. Einige Zweige knackten. Dann langsamer Hufschlag auf einem Kiesweg. Ich drehte den Kopf und versuchte, die Dunkelheit zu durchdringen. Jetzt blickte ich genau in die Richtung, aus der die Geräusche kamen. Ich nahm undeutliche Bewegungen wahr, dann ein kurzes, erschrecktes Wiehern, als Nyder sein Pferd herumriß und auf den Rasen hinauf galoppierte. Jetzt sah ich ihn deutlich.

Seitlich von ihm duckte sich ein kleinerer Schatten gegen einen Baumstamm. Der andere Hund.

Büsche bewegten sich, Zweige schnellten zurück, als Nyder, links an mir vorbeiblickend, die Statue und die Gestalt daneben erkannte. Er mußte herausgefunden haben, in welcher Gegend des weiträumigen Parks sich der König bewegte. Ich ließ ihn bis auf fünfzehn Meter herankommen und winkte dem Hund Castor, mich zu sichern.

»Halt, Chevalier de la Nyder!« sagte ich scharf und sarkastisch.

Er parierte sein Pferd durch und erschrak. Er faßte sich sehr schnell. Seine Hand hob sich, ohne daß ich die Bewegung sah, und er feuerte. Ein gedämpftes Krachen ertönte, und ein fahler Blitz zischte zwischen mir und dem Hals des Pferdes hindurch und traf den Baumstamm.

Dann sprang Castor in drei Sätzen heran, wirbelte herum, als Nyder sein Pferd spornte und sprang in die Höhe. Ich sah einen langen, getigerten Schatten durch die Luft segeln. Das Tier schnappte nach der Hand des Mannes. Kunststoffzähne klirrten auf Metall, dann krachte ein zweiter Schuß. Ich hörte, wie der Hund wieder auf den Boden sprang und die Waffe fallenließ.

»Zum Teufel mit dir, Atlan!« knurrte Nyder und ritt auf mich zu. Ich hörte, wie er seinen Degen zog. Er trug bereits die Kleidung des Königs. Sogar einen weiten überaus prächtig bestickten Mantel, dessen Säume im letzten Licht des Abends aufglänzten. Als ich auswich, scheute mein Pferd vor dem wehenden Mantel und stieg in die Höhe. Ich stieß gegen einen Ast, hob die Hand und verfing mich in den Zweigen. Als ich das Pferd unter Kontrolle hatte, wirbelte ein zurücksschnellender Ast die kleine Waffe aus meiner Hand.

»Du bist ein Narr und ein Anfänger, Nyder!« knurrte ich.

Er hatte mich fast erreicht. Mein Rappe machte einen Satz, ich preßte mich tief auf den Hals des Pferdes, und der mit scharfer Präzision geführte Degenstich traf ins Leere.

*Er bringt dich um! Oder zumindest verletzt er dich! Wehre dich!* tobte das Extrahirn.

»Aus dem Weg! Halte mich nicht auf!« rief er unterdrückt, in höchster Wut. Ich zwang mein Pferd, sich fast auf der Stelle zu drehen und sich aufzubäumen. Gegen die wirbelnden Hufe kam Nyder nicht an, er parierte durch und ritt scharf an mir vorbei. Ich ließ mich aus dem Sattel fallen, rollte mich ab und zog den Degen. Ich blieb stehen, und als Nyder mich sah, lachte er triumphierend auf und ritt scharf auf mich zu. Ich warf mich dem Pferd in die Zügel, riß seinen Fuß aus dem Steigbügel und wehrte zwei seiner Schläge ab. Als ich den Zügel losließ, sprang das Pferd vorwärts, und ich richtete mich blitzschnell aus der gebückten Haltung auf.

Die Muskeln meines linken Armes spannten sich.

»Verdammst!« schrie Nyder auf.

Die Klinge zischte dicht über meinen Kopf hinweg. Im gleichen Augenblick warf ich Nyder nach rechts aus dem Sattel, sprang fünf Schritte zurück und sah, daß beide Jagdhunde schräg hinter mir standen und warteten. Ich hatte den Degen in der Hand und blieb stehen.

»Ich weiß alles, Nyder. Ich werde verhindern, daß du den alten Mann umbringst.«

Er kniete mit einem Bein nieder und hob den langen, glänzenden Stahl der Waffe aus dem feuchten Gras auf. Dann richtete er sich auf und kam langsam, mit steifen Knieen, auf mich zu.

»Du weißt ... woher?«

Ich machte mich auf einen plötzlichen Angriff gefaßt. Inzwischen war es noch ein wenig dunkler geworden.

»Alle wissen es« sagte ich. »Niemand hat etwas gegen deine Spiele – aber wir werden verhindern, daß du den König umbringst.«

Er knurrte zwischen den Zähnen:

»Nur du stehst zwischen ihm und mir. Und das nicht mehr lange!«

Ich hob den Arm mit dem Degen und warnte halblaut:

»Ich werde es verhindern. Und glaube nicht, daß ich zögere, dich zu töten oder schwer zu verletzen!«

»Das glaube ich dir sogar, Arkonide.«

Plötzlich griff er an.

Wir beide kämpften nicht nach den klassischen Regeln des Degenfechtens. Ich hatte zu viele andere Techniken der Stichwaffen gelernt, und das gleiche galt für Nyder. Den ersten Schlag parierte ich meisterhaft, schlug die Waffe zur Seite und drang vor. Ich versuchte, ihn zu umgehen und zu zwingen, langsam in die Richtung zurückzuweichen, aus der er gekommen war.

»Los! Wehre dich, Nyder!« zischte ich.

Ich schlug gezielt nach der anderen Klinge. Der Arm und dahinter der Mann waren nichts anderes als dunkle Schatten, die mit dem Hintergrund verschmolzen. Nur der blanke Stahl der Waffen war sichtbar. Alle anderen Vorteile fielen weg. Nyder kämpfte fast noch besser als Royer; und ich erinnerte mich an die Worte eines alten, fast düren Fechtmasters, mit dem ich vor einigen Tagen ein paar Stunden geübt hatte.

»Kein Gefühl beim Waffengang, de l'Arcon. Keine Blut, kein Triumph, keine Angst – nur kalte Berechnung. Nur so kann man siegen.«

Nyder hatte es geschafft, seinen Haß auf den Mann, der sich zwischen ihn und die Erfüllung seines Traumes geschoben hatte, zu unterdrücken. Er focht locker und gelöst – und tödlich gefährlich. Seine Waffe wirbelte vor mir umher, ich wehrte drei rasend schnell geführte Stiche ab und sprang zur Seite. Er gönnte mir keine Atempause.

Aber jetzt stand ich mit dem Rücken zu der Statue, neben der sich Ludwig der Vierzehnte aufhielt.

»Angst, Atlan?«

»Nein«, sagte ich leise. »Ich habe nur davor Angst ...«

Ich drang auf ihn ein, schlug seine Deckung auseinander und brachte ihm eine fingertiefe Wunde am rechten Oberarm bei.

»... daß ich dich töten muß. Dieser Preis ist zu hoch, mein Freund.«

*Versuche ihn zu verwunden! Schwäche und Blutverlust ...* soufflierte der Extrasinn.

Nyder warf seinen Mantel ab und bewegte sich schräg nach rückwärts. Ich folgte ihm und hielt sicherer Abstand. Als der Mann in seinem Rücken die Nähe von Büschen und den Säulen einer kleinen, zierlichen Kolonnade spürte, blieb er wieder stehen. Ich erkannte meinen Vorteil: einige Sekunden lang war Nyder unschlüssig. Er preßte das Handgelenk gegen den Arm, gegen die Wunde, die stark blutete. Als ich mich mit ausgestreckter Waffe näherte und mit der Spitze des Degens auf seine Brust deutete, sprang er zurück auf die steinernen Stufen und wehrte den Stich ab.

»Du hast mich noch nicht!« sagte er und verschwand hinter einer Säule.

Ich stieß mich von derselben Säule ab und führte eine Reihe schneller Angriffe auf beiden Seiten dieses flüchtigen Verstecks. Nyder sprang hin und her, schlug mit seiner Klinge meine Waffe nach oben und unten und sprang mit einem mächtigen Satz drei Stufen hinauf und lehnte sich gegen einen viereckigen Sockel.

»Komm her!« flüsterte er.

Ich näherte mich vorsichtig und bereitete mich auf eine selbstmörderische Aktion des Mannes vor. Wir versuchten einige Finten, aber wir beide waren zu gut ausgebildet, und daher wirkten die Versuche nicht. Wieder warf sich Nyder nach vorn und hieb um sich, kontrollierte jeden Schlag und stach schließlich nach etwa zwanzig blitzschnellen Angriffen zu. Ich hechtete zur Seite, aber die Spitze des Degens durchbohrte mein ledernes Wams und fuhr zwischen Arm und Brust hindurch. Ich fühlte einen brennenden Schmerz unter der linken Schulter. Nyder riß die Waffe zurück, setzte neu an und stach abermals zu. Mein Handgelenk bewegte sich, die zischende Klinge wirbelte herum und schlug seine Waffe zur Seite. Gleichzeitig trat ich zu und traf mit der Stiefelspitze sein Schienbein. Ich hörte, wie er die Luft einzog und dann etwas murmelte.

Ich ging langsam zurück, Schritt um Schritt näherte ich mich dem Zentrum der runden Anlage. Zwischen den Säulen gab es kleine Wasserbecken, von denen dünne Strahlen in die Luft schossen und in einem Regen silberner Tropfen in die Schalen zurückfielen, über die Ränder flossen und aufgefangen wurden.

»Du kannst nicht siegen!« sagte ich. »Und wenn du flüchtest, greifen dich meine Hunde an. Komm herunter und kämpfe weiter.«

Wo blieben die anderen?

Hatte Tairi sie nicht erreicht? Oder befanden sie sich per nicht im Haus, und meine Freundin mußte sie erst finden? Ich wagte nicht daran zu denken, daß es im letzten Augenblick noch einen Mißerfolg geben konnte.

»Auch du wirst nicht siegen!« sagte Nyder und kam Hrohend die Stufen herunter. Wir standen uns im Zentrum der kreisrunden Anlage gegenüber. Rings um uns bildeten die Wipfel einen Ausschnitt gegen den Himmel – wir konnten einander undeutlich erkennen. Deutlich genug, um weiterkämpfen zu können.

Wieder griff er an.

Jetzt hatte er eindeutig die Absicht, mich niederzustechen. Mein Zellschwingungsaktivator begann mit deiner Arbeit; er schloß die Wunde und linderte den Schmerz.

Ich sprang zur Seite, wehrte den kalten Stahl ab und schlug zu. Ich traf ihn am linken Handgelenk, setzte nach und verwinkelte ihn in einen Kampf, in dem wir unsere Klingen pausenlos dicht vor den Körpern kreuzten. Dann gelang es mir, mit der Spitze des Degens zwischen Korb und Parierstange hindurchzufahren. Nyder schrie leise auf, dann riß ich meine Waffe hoch, verkantete gleichzeitig das Handgelenk und riß seinen Degen aus der verletzten Hand. Die Waffe wirbelte, sobald sie sich von meiner Klinge gelöst hatte, durch die Luft und blitzte in einem kalten Licht auf, das von rechts kam.

Als sie klirrend auf den feuchten, kalten Stein fiel, hörten wir die Hufschläge von drei oder mehr Pferden. Ich erkannte, als das erste Tier mit einem jähnen Satz zwischen den Sträuchern hindurchschoß, daß Dié an der Spitze ritt und eine Fackel in der Hand hielt. Das Licht war zu hell für eine normale Fackel – ich zwinkerte und stellte fest, daß es offensichtlich ein Gegenstand aus dem Raumschiff war. Als das Pferd rutschend und scheuend über die Stufen, zwischen den Säulen und den Wasserstrahlen hindurch auf den Boden der Anlage sprang, erfüllte das harte, grelle Leuchten das Innere des runden, offenen Tempels.

»Dié!« murmelte Nyder fassungslos.

Sie schwang sich, ohne ihn aus den Augen zu lassen, aus dem Sattel. Tairi, Troy und Verga kamen näher, stiegen aus den Sätteln und näherten sich uns. Nur ihre Schritte, unser keuchender Atem und das Plätschern des Wassers waren zu hören. Langsam atmete ich ein und aus und zwang mich zur Ruhe. Noch immer deutete die geschliffene Spitze auf Nyders Brust.

»Bewege dich nicht!« sagte Dié.

Wir erkannten ihre Stimme nicht mehr. Sie war leise und fast tonlos, aber von einer eisigen, entschlossenen Kälte, die mich schaudern ließ. Blitzartig erhellt sich ein weiterer Teil ihrer erstaunlichen Persönlichkeit.

»Ihr ... ihr seid alle gegen mich!« stieß Nyder hervor.

»Wir sind für dich, du Narr!« fauchte Dié. »Sonst wären wir nicht hier.«

Sie kam näher und blieb neben ihm stehen. In der Hand trug sie eine kleine, unscheinbare Waffe, die genauso aussah wie meine getarnten Strahler und Patronenwaffen,

»Ich gebe nicht auf!« murmelte Nyder.

Er sah nach links und rechts. Sein Kopf bewegte sich wie der Schädel eines Wildes, das sich in die Enge getrieben fühlte. Schweigend kamen die anderen die Treppen herunter und blieben stehen. Ich bemühte mich, das Zittern meiner Hand zu unterdrücken und beobachtete wachsam Nyders Augen.

»Du wirst aufgeben, Nyder, sonst sind wir nicht mehr deine Freunde. Wenn bekannt wird, was sich hier abspielt, wandern wir ins Gefängnis, wenn uns nicht vorher die Flucht glückt. Und du Narr hast uns das alles eingebrockt. Vergiß ein für allemal deinen Traum von der Alleinherrschaft; du kannst nicht die geringste Erfahrung für diese Position an der Spitze einer hohen Pyramide mitbringen. Gib auf. Widme dich allen anderen Dingen, aber versuche niemals wieder, den Thron eines absolutistischen Herrschers zu erklettern.«

Dié hatte unbeteiligt und kühl gesprochen, als ginge sie das alles nicht das geringste an. Sie blickte Nyder unverwandt ins Gesicht.

»Niemand versteht mich. Niemand hilft mir. Und wir sind jahrelang durch das All gerast, von Niederlage zu Niederlage. Wir waren auch auf ARKON, Atlan. Dort fanden wir lauter Weichlinge, lauter Träumer ... aber was langweile ich dich damit. Ihr ...« Plötzlich reagierte Nyder.

Noch ehe ich zustoßen und ihn verwunden konnte, sprang er nach rechts und lief auf die Stufen zu. Dié zuckte nicht mit einem Muskel ihres schönen, beherrschten Gesichtes, als sie den Zeigefinger krümmte und feuerte. Zwei peitschende Entladungen hallten durch das steinerne Rondell.

Nyder zuckte zusammen und bäumte sich auf. Er knickte in den Knie ein und brach nach zwei weiteren Schritten lautlos zusammen. Seine Schulter schlug schwer auf den Stein.

Ich senkte meinen Degen und sagte zu Gabrielle:

»Das mußte wohl sein. Bringt ihn weg – ich kümmere mich um den König. Wir sollten versuchen, Nyder aus Versailles wegzubringen. Ich werde mit Ludwig reden – falls ich ihn dort drüben noch

antreffe, in dreihundert Schritt Entfernung.«

Diés Blick konnte ich nicht deuten. Sie sah mich einige Sekunden lang an und mußte in dieser Zeit erkannt haben, daß ich mit größter Verantwortung gehandelt hatte. Zweimal hätte ich Nyder umbringen können, aber ich hatte gezögert – das aber wußte außer mir niemand. Oder doch? Nyder mußte erkannt haben, daß ich ihn schonte und nur im äußersten Notfall handeln würde.

»Danke!« sagte Gabrielle leise. »Ich bedanke mich noch selbst, Atlan. Auf meine Art. Sein Pferd?«

»Dort drüben!«

Ich schnippte mit den Fingern. Castor und Hector waren Sekunden später bei mir.

»Holt den Mantel und das Pferd dieses Mannes. Und mein Pferd!« sagte ich und schob meinen Degen zurück in die Scheide.

»Was hast du vor?«

Sie sagte nachdenklich, als spräche sie zu sich selbst:

»Wir bringen ihn zurück, versetzen ihn in Tiefschlaf und reden dann mit ihm. Er ist anfällig, und er wird sich eines Tages selbst durch seinen Übermut umbringen. Aber er wird als einzelner der Mehrheit das Konzept nicht verderben – wir bauen uns gerade auf.«

»Ich sage dem König, er soll ihn an einen Ort entsenden, wo er seine Talente voll entfalten kann.«

»Nach Denain?« fragte sie.

»Möglicherweise!«

Noch immer verstreute die Fackel ihr erbarmungsloses Licht. Castor schleppte zwischen den Zähnen den langen Mantel und die Zügel von Nyders Pferd. Das Tier trottete langsam hinter dem Hund her. Kurze Zeit danach kam Hector und zog meinen Rappen mit sich.

»Morgen sprechen wir über alles!« sagte ich und sprang die Stufen hinauf. Ich sah mich um, als ich mich in den Sattel schwang. Verga und Troy schlepten Nyder mit sich und hoben ihn schnell in den Sattel des Pferdes, banden ihn fest und hüllten den zusammengesunkenen Körper in den weiten Mantel. Dann drehte ich mein Tier, holte aus der Satteltasche eine der kleinen, getarnten Fackeln und entzündete sie durch Knopfdruck. Sie brannte mit einer langen Flamme, stank entsprechend und verbreitete ein Licht, das heller war als das einer normalen Fackel. Ich ritt in einem weiten Bogen zu der Stelle, an der ich zuletzt den König gesehen hatte. Ich hob die Fackel hoch über meinen Kopf und erkannte, als ich näher kam, den alten Mann.

In gebührendem Abstand stieg ich ab und ging langsam auf ihn zu.

»Majestät werden sich erkälten!« sagte ich leise.

Der vierzehnte Ludwig schien verschiedene Rollen zu spielen. Ich kannte ihn als Herrscher, der mit äußerstem Pomp auftrat und von sich behauptete, er sei der Staat und die Sonne und Apoll in einer Person. Ich hatte ihn als mürrischen Greis, von Gicht und schmerzenden Nieren geplagt, kennengelernt, und jetzt schien ich die Rolle »weiser Alter« mitzuerleben.

»Ich erkenne Euch. Ihr seid Chevalier de l'Arcon!«

»So ist es!«, sagte ich und beugte kurz das Knie. »Majestät sitzen auf kaltem Stein. Vermutlich seid Ihr von der Müdigkeit übermannt worden. Eure Diener warten mit der Kutsche.«

Er sagte kurz und mit einer lässigen Geste:

»Sollen warten. Was treibt Euch in dieser Zeit in diesen Teil meines Gartens?«

Ich lachte kurz und erwiederte:

»Die Sorge und eine Bitte. Und das Wissen, daß ich Euch allein treffe.«

Er lachte mich an und stand auf, mühsam auf seinen Stock gestützt. Ich sprang hinzu und half ihm.

»Dort drüben steht mein Gardist. Er würde eher sterben, als daß er zuließe, daß sich ein Unwürdiger nähert.«

»Wohlan!«, sagte ich kühl, »sicherlich hat er die Augen einer Eule, die nachts jagt. Darf ich Euch zur Karosse bringen?«

»Meinetwegen. Was wollt Ihr von mir?«

Ich holte tief Atem und ging zurück zum Pferd. Ich zog das Tier mit mir, während ich neben dem König in die Richtung ging, in der die Lakaien warteten. Meine Fackel leuchtete den Weg aus.

Schatten von Büschen und steinernen Frauen und Männern, vorwiegend aus der griechischen Mythologie, verwandelten sich in zweidimensionale Gespenster.

»Ich habe einen Freund; Ihr kennt ihn, Majestät«, sagte ich. »Es ist Diannot de Jara.«

»Ja? Ein Mann mit zu großer Phantasie. Manchmal glaube ich, mich in ihm wiederzuerkennen. Allerdings als jungen Mann, nicht als regierungsmüden Greis. Was ist mit ihm?«

Ich dachte kurz darüber nach, was ich eben gehört hatte. Also schien der König gemerkt zu haben, wie ihn Nyder beobachtete und kopierte.

»Er träumt von Ruhm und Macht.«

»Wer träumt nicht davon? Oder von Geld? Oder Frauen? Oder von einer Entdeckung, die ihn berühmt macht?«

»Ihr braucht von all dem nicht mehr zu träumen, Majestät. Ihr habt dies alles an ausgezeichneter Stelle.«

»Das und die Gicht«, sagte er. »Und was wollt Ihr für ihn?«

»Er ist einer der besten Kämpfer, die ich kenne. Er versteht alles vom schmutzigen Handwerk des Krieges. Schickt ihn an die Grenzen der Schlachtfelder und gebt ihm einen Brief an Marschall von Villars mit. Dort kann er Ruhm suchen, die Schlachten gewinnen und vielleicht einsehen lernen, was der Ruhm wirklich bedeutet.«

Nach etwa dreißig langsam Schritten erwiederte der König, wieder in seinen normalen Tonfall zurückfallend:

»Gut. Ich verlasse mich auf Euch, Atlan – Ihr wißt, wie ich Euch einschätzt. Ich werde in einigen Tagen eine Besprechung haben. Ihr verbürgt Euch, daß Euer Freund vom Kriegshandwerk wirklich etwas versteht?«

»Ich glaube, daß er die entscheidenden Schlachten für den Frieden gewinnen helfen kann.«

Das Licht blendete die Lakaien.

Sie sprangen auf und versuchten den Anschein zu erwecken, unruhig auf den König gewartet zu haben. Langsam gingen wir näher. Die Pferde scheuteten vor den knisternden Magnesiumfunken der Fackel. Ich half dem König in die Kalesche und sagte, indem ich den Hut zog:

»Ich bitte Euch, Majestät – schickt einen Boten in das Haus meiner Freunde. Bittet Chevalier de Jara zu Euch, erteilt ihm einen Auftrag und befehlt ihm, die Schlachten zu gewinnen. Ich bin sicher, er wird gehorchen und tun, was Ihr befehlt.«

Der König sank ächzend in die Polster der Kutsche.

»Ihr legt Eure Hand ins Feuer?«

Ich erwiederte diplomatisch:

»Niemand ist seines Nächsten sicher. Aber ich glaube, er wird sich wunschgemäß verhalten, Majestät.«

Ich drehte mich halb herum, um mit dem brennenden Kopf der Fackel nicht das Dach oder die Seite der Kutsche in Brand zu stecken.

»Gut. Verlaßt Euch auf mich. Euer Wunsch soll erfüllt werden – ich bin sicher, daß Ihr es zu würdigen wißt!«

Ich verneigte mich und antwortete:

»Mein Dank gebührt Euch, Majestät.«

Ich schloß die Tür und sah zu, wie die Lakaien auf den Bock kletterten und sich auf ein Brett über der hinteren Achse stellten. Die Pferde zogen an, die Laternen brannten heller und plötzlich tauchte aus dem Dunkel ringsum der junge Anführer der Wache auf. Seine Augen richteten sich auf mich. Er lächelte kurz und fragte leise:

»Ihr habt einen guten Kampf gehabt, Atian de l'Arcon. Aber nur Ihr wißt, wo Ihr die Schläge und Finten gelernt habt. Nicht in Südamerika, und auch nicht hier in Paris.«

Sein Pferd und er wirkten wie eine der bronzenen Gestalten rund um die Bassins.

»Ihr mögt recht haben«, sagte ich. »Aber dies ist wohl nicht der Ort und die Stunde, darüber zu sprechen. Ich bringe Euch, Chevalier, gern meine Finten bei.«

»In Ordnung. Schlaft ruhig.«

»Dasselbe wünsche ich Euch!«

Die Kutsche verschwand in der Dunkelheit. Langsam ritt der Gardist hinterher. Ich winkte meine Hunde heran, stieg in den Sattel und ritt schnell, solange die Fackel noch Licht gab, zurück zum Haus, wo Tairi und Antoinette de Droyden auf mich warteten. Das Attentat auf den vierzehnten Ludwig war vereitelt worden. Würde der junge Gardist schweigen?

Im Augenblick war es mir gleichgültig.

Jean und ich sattelten das Pferd ab, rieben es trocken und führten es zu den anderen Tieren in den Stall. Müde und zerschlagen ging ich in den Salon, trank eine Tasse heißen Tee, stark mit Alkohol versetzt und wartete darauf, daß mir ein heißes Bad bereitet wurde. Ich schlief bald ein ...

... und erwachte nach einem Traum, der mich schüttelte und erschrocken aus dem Schlaf hochfahren ließ.

Ich sah Tairi und mich in ein System eingegliedert, das mich – nicht nur im Traum – mit Schrecken erfüllte. Ich fühlte mich abscheulich allein und verwaist; ein einzelner Mann inmitten dieses barbarischen Planeten, dessen winzige Zonen der Zivilisation nichts anderes als Oasen in einer gewaltigen Wüste waren. Drei Frauen und zwei Männer, die versuchten, aus ihrer Lage das Beste zu machen – für sich und für diesen Planeten. Es war wenig genug, denn das Gesetz der großen Zahl arbeitete gegen uns.

»Kann ich dir helfen? Du bist unruhig, du hast im Schlaf gestöhnt und gemurmelt!«

Ich setzte mich auf und lehnte mich gegen den Gobel in der Wand hinter dem Bett. Tairi wischte meine Stirn ab und schüttelte den Kopf. Dann zündete sie ein paar Kerzen an und sagte flüsternd:

»Was hast du geträumt, Liebster?«

Das Mondlicht sickerte durch die Fenster. Ich hatte es bis zur heutigen Nacht gerade geschafft, mühsam die Enttäuschung zu überwinden, die mich tagelang geschüttelt hatte. Das Raumschiff, die vorläufig letzte Chance für eine Rückkehr nach ARKON, war in der Sonne verglüht. Dié und Verga, Nyder und Troy fühlten sich hier mehr als wohl, und ich wußte nicht, was ich tun sollte. Ich resignierte, ich fühlte mich überfordert und unsicher. War es meine Aufgabe, diese Welt zu fördern, den Barbaren zu zeigen, wie sie dereinst den Anschluß an galaktische Zivilisation finden könnten?

»Alles mögliche. Lauter Dinge, die mich erschreckten«, sagte ich und streichelte ihre Schulter.

Nach einer Weile, in der sie ein Glas voll Wein goß und mir brachte, sagte sie nach langem Nachdenken:

»Wir sollten so leben, wie wir es schon einmal taten. Versuche doch, hier zu tun, was du kannst – dann fliegen wir mit deinem Gleiter davon und leben irgendwo in der Sonne und kümmern uns um nichts anderes als uns selbst.«

»Vielleicht ist es das Beste«, sagte ich und ließ mich wieder zurücksinken.

Als ich drei Tage später mit neuen Plänen vorsprach und an der Tafel des Königs speiste, erfuhr ich zu meiner großen Überraschung, daß Diannot inzwischen mit einer Kutsche und einem ausführlichen Begleitbrief, vom König unterzeichnet, unterwegs war, um Ludwig zu helfen, den Krieg gegen die Holländer zu beenden. Ich ließ mir nichts anmerken, als mich Dié anblickte.

12.

Mitten im Sommer verließ uns Verga.

Es war fast völlig unbemerkt geschehen: Sie lernte einen hochgewachsenen Franzosen kennen, dessen Eltern offensichtlich unbegrenzte Geldmittel besaßen. Nicolas war für sein Alter erstaunlich weitgereist, und er schien sogar das Geheimnis um seine schöne, ungewöhnliche Freundin zu begreifen ... jedenfalls respektierte er es und verbarg sein regelmäßiges Erstaunen über die Klugheit und das Können seiner Freundin.

Am letzten Abend, ehe sie eine lange Reise antraten, war Beatrix de Vergaty bei uns. Sie machte trotz ihrer Aufgeregtheit einen etwas bedrückten Eindruck.

»Was wirst du tun, Verga?« fragte Dié in einem Ton, als wisse sie genau, daß sie den Namen *Verga* zum letztenmal aussprechen würde. »Wohin geht die lange Reise mit Nicolas?«

Vorsichtig nippte Verga an der Kaffeetasse. Schließlich erwiderte sie:

»Wir wollen alle Länder rings um das Mittelmeer besuchen. Nicolas ist reich und unabhängig; er wird mir alles zeigen. Auf diese Weise schaffe ich es, Tausende von Informationen zu verstreuen. Vielleicht geht einiges von dieser Aussaat auf und entwickelt sich. Wer weiß?«

Antoinette begriff unter meiner Leitung inzwischen die letzten Geheimnisse des Kaffeekochens; jedenfalls ließ dieses Gebräu, das wir heute tranken, nichts zu wünschen übrig.

»Richtig. Wer weiß es?« meinte ich. »Die ersten Züge auf einem riesigen Schachbrett werden unternommen. Die Auflösung beginnt, die Aufsplitterung ...«

Behutsam, um die Abschiedsstimmung nicht zu zerreißen, meinte Antoinette de Droyden:

»Diannot soll inzwischen beim Marschall eingetroffen sein. Wie ich heute in den Wandelgängen hörte, scheint sich die Entscheidungsschlacht zu nähern. Irgendwo bei Denain; ich kenne diesen Ort nicht.«

Und ich hatte gern darauf verzichtet, Nyder mit Hilfe der Robotsonden von Rico beobachten zu lassen. Wir alle waren sicher, daß er zusammen mit dem Marschall de Villars den Sieg erfechten und, wie sich Ludwig ausdrückte, »die Ehre des Landes retten« würde.

»Das spricht für ihn – und für uns, schließlich mußten wir ihn überzeugen, daß es ein irrsinniger Traum war, sich auf diesen Thron zu setzen«, sagte Dié. Sie war heute gelöst und etwas melancholisch. Auch ihr schien der Abschied nahezugehen. Sie hob das Glas, in dem Branntwein leuchtete, gegen die Kerzenflammen und drehte es in den schlanken Fingern.

Gedankenverloren sagte sie:

»Musik und Malerei, du wirst ein hinreißendes Modell sein. Sie haben dir viele Namen genannt. Nimm alle Unterlagen mit dir und sage den Männern, was du weißt. Das ist dein Beitrag. Dein Gastgeschenk an diesen Planeten. Und du bist sicher, daß du niemals mehr unsere Hilfe brauchen wirst?«

Verga hob die schmalen Schultern und murmelte nachdenklich:

»Ich habe das Funkgerät, als Schmuckstück getarnt. Vielleicht bekommen Nicolas und ich in den Jahrzehnten, die mir günstigenfalls noch blieben, Kinder, die unser Erbe weiterführen können. Wenn nicht, auch gut. Ich jedenfalls werde jeden Tag, den mir diese Welt noch schenkt, genießen – so wie die Zeit hier in Versailles und in Paris, der Stadt des Lichts.«

Plötzlich schien sie sich zu besinnen. Sie drehte den Kopf und musterte zuerst Antoinette, dann Tairi und schließlich mich. Sie schwieg lange und fragte schließlich:

»Und ihr, Atlan und Tairi?«

Ich hob die Schultern und schüttelte den Kopf.

»Auch wir werden irgendwann zu reisen beginnen«, sagte Tairi an meiner Stelle. »So wie ich Atlan kenne, allerdings erst dann, wenn er alles, was er weiß und was sie begreifen, hier gelehrt und weitergegeben hat. Nicht eher.«

Antoinette nickte zustimmend, lachte leise auf und schloß:

»Das ist es wohl. Und von den Menschen in dieser Welt bin ich die einzige, die ahnt, woher ihr wirklich kommt, ihr fünf erstaunlichen ... Menschen. Und ich werde das Geheimnis mit ins Grab nehmen.«

Verga ertrug die Stimmung nicht mehr und stand auf.

»Bleibt hier. Bleibt bitte sitzen«, sagte sie und kämpfte gegen die Tränen an. »Dié wird mich zum Wagen bringen. Nicolas wartet schon, und morgen früh werden wir Versailles hinter uns gelassen haben. Richtung Süden.«

Der Abschied war sehr kurz und schnell. Keiner von uns erfuhr je, was die beiden Frauen auf dem Weg vom Haustor bis zur Kutsche gesprochen hatten. Jedenfalls kam Dié mit einem ernsten, beherrschten Gesicht zurück und schwieg, bis sich diese kleine Versammlung auflöste.

Zwei Figuren waren vom Schachbrett verschwunden ...

Vier blieben übrig, um ihren selbstgewählten Auftrag zu erfüllen und um zu überleben. Möglichst

gut zu überleben...

Dié und Troy, Tairi und ich. Und, irgendwo, unerreichbar für uns, Nyder, der hitzige Träumer.

Tatsächlich wurde mit dem Frieden von Utrecht, zu dessen Feiern der große *Georg Friedrich Händel 1713* in London das *Tedeum* schrieb, der lange Krieg zwischen dem Reich König Ludwigs des Vierzehnten und Holland beendet. Wir erfuhren es und freuten uns.

Aber wir hörten nie wieder etwas von Nyder oder von einem Mann namens *Diannot de Jara*.

Übrigens, um es vorwegzunehmen: auch nichts von Verga oder Beatrix de Vergaty. Auch nichts von einer Madame Nicolas de Perrault ...

13.

Die folgende Zeit war von viel Arbeit erfüllt.

Die vier Zurückgebliebenen leisteten mehr, als sie sich vorgenommen hatten. Aber wir arbeiteten dergestalt, daß niemand in der Zukunft unsere Spuren erkennen konnte. Alles geschah an der Seite fähiger Männer und Frauen, deren Namen für die Erfindungen standen.

*Berkeley* entwickelte nicht ohne meine Hilfe eine neue Theorie des Sehens, die nichts anderes darstellte als einen Vorläufer einer modernen Sinnesphysiologie. Ich legte einen Keim, der in späteren Jahren eine Menge naturwissenschaftlich-medizinischer Erkenntnisse bringen sollte ...

*Johann Friedrich Böttger*, ein verkrachter Alchimist, arbeitete mit dem »Physiker« von Tschirnhaus zusammen. Eines Tages erschien Troy bei ihm, veranstaltete eine Menge erstaunlicher Experimente und entwickelte so nebenbei die Technik des modernen Porzellans; August der Starke, der später Versailles besuchte, gründete mit der Hilfe und der Unterstützung der drei Männer die Meißener Porzellanmanufaktur. Gold hatte er gesucht oder auf dem Umweg über den Stein der Weisen herstellen wollen, und als Erfinder des Porzellans ging Böttger in die Geschichte ein. Troy verschwand, als alle Widerstände beseitigt waren, wieder von Böttgers Seite und wandte sich neuen Erfindungen zu ...

Tairi vollbrachte ein Meisterstück weiblicher Diplomatie.

Ohne daß sie etwas tat – alles löste sie durch Gespräche, durch zielstrebiges Fragen und durch Hinweise, die sie in Fragen und Diskussionen einfließen ließ –, erreichte sie, daß *Pourfour du Petit* eine wissenschaftliche Erkenntnis ersten Ranges publizieren konnte.

Du Petit fand heraus, daß die linke Hirnhälfte die Bewegungen der rechten Körperhälfte steuerte – und natürlich umgekehrt. Tairi wies ihm auch den möglichen Weg zur empirischen Erforschung dieses erstaunlichen Effekts, und als er, überglücklich, von seinen bislang mißtrauisch und abweisend reagierenden Kollegen gefeiert wurde, zog sie sich leise und abwehrend zurück. Trotzdem konnte nicht vermieden werden, daß der Name dieser klugen Studentin bekannt wurde ...

Längst arbeiteten andere Männer als Le Blon mit dem Dreifarben-Kupferdruck, mit dem ich uns bei Hof eingeführt hatte ...

Die Charité im deutschen Berlin wurde gegründet

Wer hatte die ersten Denkanstöße zu dieser medizinischen Einrichtung gegeben, deren Beispiel schnell Schule machte ?

Einer von uns ...

*Christofori* konstruierte das Hammerklavier: Hier war Dié am Werk gewesen und hatte ihm Handzeichnungen geliefert und Pläne gezeichnet. Sie war es auch, die das fertige Instrument zum erstenmal der Öffentlichkeit vorstellte. Keine Chronik vermerkte den Umstand, daß sie ein kompliziertes Volkslied spielte.

Dieses Lied war ihr in ihrer Kindheit gelehrt worden. Zum erstenmal erklangen auf Larsaf III Melodien eines fernen, unbekannten Planeten ...

Mit *Leibniz* führte ich lange Gespräche; aber er mißverstand mich. Das Ergebnis dieses geradezu furchtbaren Mißverständnisses sollte eine »Monadologie« werden, die jahrhundertelang die

Philosophie befruchtete und schließlich die Gedankenmuster der europäischen Philosophen in eine Richtung lenkte, die ich niemals beabsichtigt hatte. Aber so entstehen aus gutem Willen, ehrlicher Absicht zur Aufklärung und dem Wunschdenken, das andere nicht nachvollziehen konnten, entscheidende Fehler. Allerdings ... noch kein Philosoph hat die Weltgeschichte entscheidend verändert. Es waren in ihrer Art ebenfalls Empiriker, deren Gedanken und Bücher nicht die mögliche Zukunft behandelten, sondern an der Vergangenheit anknüpften ...

Mit *Cassini* sprach Troy – Giovanni Domenico Cassini, der italienische Astronom, erfuhr kurz vor seinem Tod genau, was er eigentlich beobachtet hatte. Troy legte ihm gestochen scharfe Aufnahmen der Ringe des Saturn vor, in denen die Cassinische Trennung genau zu sehen war. Die vier Saturnmonde, die der Mann des Fernrohres entdeckt hatte, entpuppten sich für ihn als Monde innerhalb eines größeren Systems. Auch die

Natur des Zodiakallichtes verriet Troy ihm.

Aber wir schafften es nicht, bessere Fernrohre zu konstruieren – wir hatten weder die Zeit noch die Fachleute dazu.

*Fahrenheit* »erfand« ein Quecksilberthermometer. Damit leiteten wir einen wichtigen Abschnitt der Meteorologie ein, der »Wissenschaft von dem, was hoch oben in der Luft« ist, wie der griechische Ausdruck es besagt.

Als Ergebnis unserer weiteren Arbeit konstruierte ein Mann mit Namen *Henry Mill* sogar eine Schreibmaschine für Blinde und erhielt darauf ein Patent ...

Wir lachten uns halbtot, als wir erfahren mußten, daß *E. Orffyre* mit seinem »Perpetuum mobile« sogar Gelehrte täuschte. Niemand konnte ihm beweisen, daß seine Konstruktion ein ausgemachter Schwindel war, und daß ein »immerbewegliches System« günstigstenfalls im schwerelosen Raum funktionierte. Wir wußten, daß dies nur scheinbar so war, daß es keinen schwerelosen Raum gab, daß das Gesetz von der Erhaltung der Energie ganz andere Voraussetzungen hatte ... aber wie sollten wir das erklären können ...?

*Voltaire* schrieb die Tragödie »Oedipus«; wir hatten ihn in der Bastille besuchen dürfen ...

Wir sahen *Watteau* zu, wie er *Mezzetin* und *Einschiffung nach der Insel Cythera* schuf und *Gilles* begann ...

Wir verbesserten die ersten Dampfmaschinen und mußten auf halber Strecke aufgeben, weil wir keine geeigneten Materialien fanden und niemand, der sich dafür interessierte, sie zu entwickeln. Aber die Maschinen nach *Papin* – dessen erster Dampf kochtopf beim Schaukochen die Perücken der anwesenden Wissenschaftler verbrüht hatte – und *Newcomen* liefen lärmend, mit zu hohem Energieverbrauch und mit zu schwacher Leistung ...

Wir sahen die ersten Vorführungen des »Vaudeville«-Theaters ...

Wir diskutierten die Idee der Pockenschutzimpfung so lange, bis man entsprechende Versuche mit der Übertragung von erkrankten auf gesunde Menschen wagte ... mit unterschiedlichem Erfolg.

Aber wir waren auf dem richtigen Weg.

Vielmehr die Menschen, die unsere Ideen und Vorschläge aufgegriffen und zu experimentieren begannen.

Wer lehrte *Halley*, die Bewegungen der Fixsterne zu diskutieren?

Wer war an der Gründung der Porzellanmanufaktur in Wien beteiligt?

Und wer vertrat wie *William Kent* die Idee des Gartens, der wie eine natürliche Landschaft wirkte?

Wer regte den Druck der ersten Banknoten an, die jene abgegriffenen Münzen ersetzen konnten?

Ich war es, der die Anregungen gab, in Pompeji und Herkulaneum zu graben und die Wunder der Kultur wiederzuentdecken, die ich genauer kannte als jeder meiner »Zeitgenossen«?

Tairi erfand« die Geburtszange.

Troy entwickelte das *Porterbier* in England ...

Zwei Passagen der »Artemise« von *Voltaire* wurden von mir geschrieben; er veränderte nur wenige Zeilen, die ihn sprachlich störten.

*Und vieles andere mehr ...*

Als am ersten September 1715 König Ludwig der Vierzehnte starb, verließen wir Versailles. Schon kurze Zeit vorher hatten wir ein Schloßchen an der französischen Mittelmeerküste gekauft. Troy reiste irgendwann dorthin, um es für uns einzurichten.

Die Auflösung ging weiter ...

14.

Ein scheinbar namenloser Ort am Mittelmeer. Früher Herbst. Das Licht durchdrang die Luft und erfüllte die riesige Anlage des natürlichen Hafens. Eine doppelte Bucht, die aussah wie ein eingestürztes und seit langem von Humus gefülltes und von Bäumen überwuchertes

Amphitheater. Auf einem vorspringenden Felsen kauerte das Haus; es war eingerichtet, als der Gleiter mit dem Rest unseres Besitzes landete und mit dem Hund Castor, der noch nicht zerstört war.

»Seit einem halben Jahr ist Troy hier. Er hat alles eingerichtet oder einrichten lassen, und, wie ich ihn kenne, auch bezahlt«, sagte Gabrielle. »Aber wo ist er?«

Wir hatten seit vier Monaten nichts von ihm gehört.

Ich trat an den Rand einer Terrasse, die von den Kronen mächtiger Bäume überschattet war. Man hatte die Bäume hier hinauf geschleppt und in runde Mauerröhren, mit Erdreich und Steinen gefüllt, eingepflanzt. Troy war in allem, was er tat, sehr gründlich.

»Er wird sich melden, wenn er merkt, daß wir hier sind.«

Dié sah Tairi an und entgegnete schroff:

»Ich habe unzählige Male das Funkgerät betätigt. Er hätte sich melden müssen.«

Ich deutete nach unten. Dort sah ich ein Stück eines vorspringenden Felsens, der mit Hilfe von Steinen und schweren Balken, deren Anordnung unverkennbar Troys Handschrift trug, eine kleine Badeplattform geschaffen worden. Hin und wieder schlug eine Brandungswelle gegen die Felsen und zerstäubte zu Nebel.

»Die Fischer, Bauern und die wenigen Handwerker können uns sagen, wo Troy ist, falls sie ihn gesehen haben. Wenn nicht ...«, ich zögerte und fuhr dann etwas gemäßiger fort, »... dann will er nichts mehr von uns wissen. Oder er ist dort ertrunken.«

»Er ist ein ausgezeichneter Schwimmer!«

»In einem unbekannten Gewässer!« sagte ich zu Gabrielle. »Und uns bleibt nichts anderes übrig als das Warten. Packen wir aus!«

Jean und wir drei.

Das Haus füllte sich mit einem schlaftrigen Leben. Die ersten Wochen taten wir nichts anderes als sonnen und baden, schwimmen und fischen. Wir schufen um uns herum Zonen der Ruhe. Die Bauern verkauften, was wir zum Leben brauchten. Wir wurden freier und unbekümmert. Und ich wagte es sogar, die Bänder der Maschinen unter dem Meer abzuspielen und erfüllte dadurch das Haus mit Musik aus vielen irdischen!Kulturepochen.

Troy kam nicht wieder.

War er ertrunken?

\*

Eigentlich hatte ich es schon gewußt, als ich kurz nach dem Start des Raumschiffes den Funkanruf von Rico bekommen hatte. Der Robot rief mich und teilte mir in lakonischer Diktion mit, daß die einzige Möglichkeit, nach ARKON zu kommen, nicht mehr existierte. Daraufhin entfielen alle weiteren Schritte, sich dieser Aufgabe zu widmen. Ich war in gewisser Weise blockiert oder fast ausgeschaltet. Während die vier kosmischen Vagabunden ihr Schiff vernichteten, weil sie sich hier wohl fühlten, hatte ich nur die Wahl zwischen verantwortungsvollem Handeln, das die Menschheit

wieder einige kleine Schritte bis zu dem Punkt weiterbrachte, an dem sie ihr erstes Raumschiff bauen konnte – oder der Rückkehr in mein stählernes Gefängnis. Wir hatten getan, was wir konnten. Mehr wurde nicht begriffen, und für viele andere Entwicklungen war die Zeit noch nicht reif. Verga war verschwunden, desgleichen Nyder. Auch Troy schien sich entschlossen zu haben, seine Freunde zu verlassen. Ich konnte es verstehen, denn so entgingen sie der Versuchung, eine kleine, isolierte Gruppe zu bilden. Vier oder drei Personen gingen in der Masse der Bevölkerung ohne Spuren auf.

Und was unternehme ich jetzt? fragte ich mich.

*Du mußt zurückkehren und weiter warten. Dein Leben wird durch den Zellaktivator gesichert, und du kannst nicht erwarten, einige Jahrtausende Geschichte direkt beeinflussen zu können!* sagte der Logiksektor.

Er hatte, wie meist, vollkommen recht.

Das Boot wiegte sich leicht in den Wellen. Die Sonne brannte fast senkrecht herunter. Wir trieben bereits jenseits der beiden felsigen, dicht bewaldeten Vorsprünge dahin, von denen der gewaltige Naturhafen vor Villa *Franca* eingeschnürt wurde. Kein Lüftchen regte sich. Tairi und ich lagen dösend auf dem Boden des Fischerbootes, dessen Segel sich schlaff am Mast scheuerte. Es war ein altes Boot und roch stark nach Fisch. Ein Tag im frühen Herbst in einem langweiligen Jahr, irgendwann nach dem Tod des vierzehnten Ludwig. Hier am Mittelmeer, in dieser abgeschiedenen Gegend, hörte man nichts von der Politik, die in Versailles gemacht wurde. Man merkte auch nichts von der Verschwendung, die dort betrieben wurde. Wir waren wie abgeschnitten.

»Eigentlich wollten wir ein paar große Fische für das Abendessen heimbringen«, sagte Tairi schlaftrig und spielte gedankenlos mit der Kette des Aktivators.

»Eigentlich wollten wir«, sagte ich und gähnte. Unsere Körper glänzten vom Öl und vom Schweiß. Eine mörderische Hitze lahmt uns. Sogar die Gedanken schienen zu schlafen.

»Keine große Anstrengung«, sagte sie. »Wir hängen die Angeln einfach über Bord und ...«

Ich setzte mich auf und wischte den Schweiß von der Stirn.

»Ich komme um. Ich muß ins Wasser, sonst werde ich verrückt!« murmelte ich. Den Aktivator legte ich in die Hand des Mädchens, stellte mich auf das Brett im Heck des Bootes und sprang ins Wasser. Ich schwamm einige Runden um das Boot herum, tauchte mehrmals auf und blieb dann am Bootsrand.

»Du schwimmst nicht?« fragte ich. Das Wasser hatte mich nur ein wenig erfrischt; ich würde etwas tiefer tauchen.

»Ich werfe nur die Angeln aus!« sagte sie.

Längst hatte ich beschlossen, sie abermals hinunter in das Tiefseegefängnis mitzunehmen. Tairi war weder jene ägyptische Prinzessin noch die unvergleichbare Alexandra, aber sie war etwas anderes und mehr zugleich. Ich liebte sie. Sie vereinte die Vorzüge vieler

Frauen in sich, die ich gekannt und geliebt hatte, und sie besaß fast keine Nachteile.

»Gut. Es gibt massenhaft Fische. Ich sah sie, als ich tauchte!« sagte ich und wartete.

Sie befestigte die Köder, band die Schäfte der biegsamen Ruten fest und legte den Aktivator auf die heißen Felle. Dann schwang sie sich ins Wasser, tauchte lange und kam neben mir prustend wieder hoch. Ihr Haar klebte an den Schultern und der Brust.

»Warm!« sagte sie. »Warm und salzig. Komm, tauchen wir hinunter, erschrecken wir die Fische.«

Wir badeten den Nachmittag, fingen vier große Fische, deren Namen wir nicht kannten. Ich wußte nur, daß sie gegrillt und mit Öl und Küchenkräutern außerordentlich gut schmeckten. Das Schwimmen hatte uns müde gemacht; wir breiteten das schlaffe Segel aus, dessen Stoff mürbe knisterte, schufen so eine schmale Schattenbahn und schliefen ein. Schlagartig erwachten wir, als das Boot wild zu schaukeln anfing und eine Welle seitlich über Bord schlug und uns mit salzigem Wasser überschüttete.

Ich sprang auf und taumelte, als ein zweiter Brecher das Boot fast umwarf. Dann bückte ich mich, ergriff den Aktivator und hängte ihn mir um. Tairi setzte sich auf und begriff sofort.

»Ein Sturm, Atlan! Wir müssen zurück!«

»Nichts anderes habe ich vor«, rief ich und sprang mit einem Satz ins Heck. Ich riß das Ruder herum und wartete, bis sich das Boot, das vom Wind quer zu den Wellen abgetrieben wurde, langsam, fast zu langsam herumdrehte. Plötzlich schien es eiskalt geworden zu sein. Der Himmel hatte sich zur Hälfte bezogen, nur weit im Süden gab es einen schmalen Streifen, der in drohendem Rot glühte. Der Sturm nahm zu und kam in scharfen, kurzen Böen. Das Boot trieb jetzt vor dem Wind. Das Segel schlug und knatterte gegen den Mast. Ich streckte die Hand aus und half Tairi ins Heck. Sie klammerte sich an einem Seil an, dann fiel sie, als das Boot sich abermals hob und senkte, schwer gegen mich.

»Halte das Ruder! Geradeaus in die Bucht!« rief ich.

»Das kann ich nicht!«

»Nur festhalten! Wir dürfen nicht kentern, Mädchen!« rief ich. Ein schneidender Wind umheulte uns, als ich mich bis zum Mast vorkämpfte und versuchte, das einfache Segel zu belegen. Der schwere, durchnässte Stoff rutschte aus meinen Fingern. Das Tauende schlug gegen meinen Hals, ehe ich es zu fassen bekam und hastig belegte. Der Wind fing sich im Segel, blähte es, das Schlagen und Knattern hörte auf. Das Fischerboot hob seinen Bug und schnitt durch eine Welle, dann tauchte es wieder hinunter. Kniehoch stand das Wasser zwischen den Bordwänden. Das Boot wurde schneller und schneller und glitt durch die Passage zwischen den beiden Landzungen.

»Atlan! Wir müssen an Land!« rief das Mädchen.

Ich hielt mich fest und kroch gebückt zu ihr zurück. Der Wind wurde stärker. Die Wellen türmten sich. Ich sah mich um und versuchte einen Punkt zu entdecken, an dem wir landen konnten. Bis zu unserem Haus oder dem kleinen Hafen von Villa *Franca* war es zu weit, denn das Boot war nicht mehr in der Lage, uns dorthin zu bringen. Wir hatten nicht einmal etwas, um das Wasser auszuschöpfen. Ich hielt mit einem Arm Tairi fest, mit der anderen Hand steuerte ich.

»Wir gehen unter!«

Das Boot war schneller geworden. Es durchschnitt die hohen Wellen, von deren Köpfen der weiße Schaum weggerissen wurde. Immer wieder schlug Wasser ins Boot. Ich stemmte mich mit aller Kraft gegen die Pinne des Ruders. Langsam und unwillig gehorchte das tief im Wasser liegende Boot. Ich blickte nach backbord; dort schlug die Welle einer gewaltigen Brandung gegen die Felsen. Sie lief an den rostroten Steinen entlang und opferte ihre Energie in einer Serie schwerer Schläge. Wasser wurde zu Schaum und zu Nebel, den der Sturm wegrüßt. Der Himmel war schwarz geworden, und irgendwo donnerte es. Dorthin konnten wir nicht, weil das Boot und wir an den Felsen zerschmettert werden würden. Ich spähte durch den Nebel und die Gischt nach vorn und sah jenseits der Felsen, etwa siebenhundertfünfzig Meter entfernt, eine sandige Bucht, auch sie von der hereindrängenden Brandung überflutet. Aber dort konnten wir aufsetzen und durch das Wasser aufs Festland flüchten.

»Dorthin! Die Strecke müssen wir schaffen!« schrie ich gegen den Sturm. Ich kannte andere Stürme und höhere Wellen, aber ich hatte sie mit besseren Schiffen abgeritten. Das Segel spannte sich prall, aber die Fasern begannen sich voneinander zu lösen. Tauwerk und Holz knirschte, der Mast bog sich immer wieder, aber das Boot schoß durch das Wasser, in einer Zickzacklinie auf die bezeichnete Stelle zu. Wir befanden uns in der Nähe des Landes.

»Ich fürchte mich!« rief Tairi und klammerte sich an meinen Arm.

Ich sah zum Himmel, betrachtete unruhig das aufgewühlte Meer und die Bäume ringsum, sie sich unter der Wucht des Sturmes bogen. Der große runde Hafen ließ den Wind im Kreis herumgehen; hier dicht unter Land blies er aus verschiedenen Richtungen. Ich mußte immer wieder das Ruder herumlegen und versuchen, den Kurs einigermaßen zu halten.

Noch fünfhundert Meter ...

Wieder hob sich das Boot. Die mächtige Welle ließ es halb umschlagen, ehe es sich schwerfällig wieder aufrichtete. Ich hatte keine Angst, die vierhundert Meter bis zu der relativ geschützten Bucht zu schwimmen – aber das Mädchen ... ich mußte einfach dorthin.

*Bewahre Ruhe! Es sind nur noch dreihundertfünfzig Meter!* schrie der Extrasinn.

Das Boot hob und senkte sich gefährlich. Jetzt erschien am Rand des Segels ein kleiner Riß. Er

ging von einem Auge aus, durch das ein Tau lief. Der Riß wurde breiter und breiter, ich konnte die einzelnen Fäden erkennen. Riß das Segel auseinander, waren wir verloren. Die Welle, die unser Boot auf ihren Kamm gehoben und dort einige bange Sekunden lang balanciert hatte,

erreichte jetzt die Felsen und lief daran entlang nach Norden. Ein Nebel aus Wassertröpfchen hüllte uns ein und blendete uns, als er in die Augen schlug. Tairi war starr vor Schreck. Noch zweihundert Meter. Die kleine Bucht kam näher. Ich registrierte automatisch, daß zwei kleine Felsbuckel zwischen ihr und dem Boot immer wieder aus dem Wasser stießen.

»Was hast du vor?« rief Tairi mit seltsam heller Stimme.

»Bis zur Bucht. Die letzten Meter schwimmen oder an Land waten!« schrie ich zurück. Der Wind riß uns die Worte von den Lippen.

Es gelang mir, mit einigen wütenden Ruderbewegungen das Boot um den ersten Felsen zu steuern. Als wir einen Meter daneben vorbeiglitten, sank das Boot tief nach unten, und die brechende Welle, die am Stein zerstäubte und in Gischtfahnen wegwehte, schlug voll ins Boot. Einer der geangelten Fische schwamm langsam und mit toten Augen zwischen den Brettern und drehte uns seinen weißen Bauch zu. Das Boot trieb mit zum Bersten gespanntem Segel und knisterndem Mast auf den zweiten Felsen zu. Auf einen Felsen? Wo war er? Ich machte mich bereit, mit einem gewaltigen Hechtsprung unterzutauchen und Tairi notfalls zu betäuben. *Wo war der Felsen?*

»Hier ist er ...«, murmelte ich, als ein furchtbarer Schlag das Boot erschütterte. Planken brachen krachend auseinander, als die Welle das Boot mitten auf die Nadel aus Stein fallen ließ. Der Felsen tauchte zwischen Mast und Heck auf, das Boot brach auseinander wie Zunder. In derselben Sekunde riß das Segel quer auseinander.

»Halte dich fest!« rief ich und ließ mich nach hinten fallen, Tairi im Arm.

Ich holte, während ich mich halb überschlug, hastig Luft und bekam den Mund voll Wasser. Dann war ich untergetaucht. Hier war das Wasser nicht so rasend stark bewegt. Ich berührte mit den Fersen den Felsen, stieß mich ab und schwamm, nur mit dem rechten Arm und den Füßen. Ich tauchte etwa zwanzig Meter, dann schwemmte mich die See nach oben. Vor mir lag die Bucht, nur noch der Felsabfall links neben mir war im Weg. Der Kopf des Mädchens bewegte sich wild. Tairi schnappte mit geschlossenen Augen nach Luft, gurgelte und stöhnte auf. Ich schwamm mit allen Kräften auf die Bucht zu, blieb einmal wassertretend auf der Stelle und versuchte, unter meinen Füßen Grund zu finden.

*Schneller! Das Mädchen ist halbtot vor Angst!*

Eine Welle schlug über meinem Kopf zusammen und drückte mich unter Wasser. Ich sah mit weit offenen Augen unter mir den Sandboden aufsteigen. Einige scharfkantige Felsen lagen darauf. Dann, Sekunden später, richtete ich mich auf und kämpfte gegen den Sog des Wassers, das plötzlich mit einem Schwall aus der Bucht strömte.

Meine Füße faßten Grund.

Ich hob das Mädchen hoch und schüttelte es, während ich mich zentimeterweise vorankämpfte. Dann traf mich eine Welle im Rücken und schleuderte mich nach vorn. Der Körper rutschte aus meinen Händen. Ich drehte mich halb um, griff nach Tairi, dann faßte ich im Wasser nach einer langen Strähne ihres Haares. Ich ballte die Finger zur Faust.

Zu spät.

Ich sah aus dem Augenwinkel, wie die nächste aufschäumende Welle heranraste. Sie schleppte Trümmer mit sich. Ein Holzstück, so groß wie der Mast und mit einigen fliegenden Seilen, drehte und überschlug sich. Das lange Ende wirbelte herum, dann traf es mich.

Ich sackte bewußtlos, von einem ungeheuren Hieb in den Nacken getroffen, ins seichte Wasser und blieb liegen ...

\*

Es waren höchstens Stunden, die ich bewußtlos war. Als ich mich aufrichtete, raste der Schmerz aus dem Nacken durch den halben Körper. Der Schmerz machte

mich wach, ich öffnete die Augen und sah über mir einen strahlend blauen Himmel. Als ich vorsichtig zu atmen begann – oder es mir wenigstens einbildete –, fühlte ich kühle, frische Luft. Die jenseitigen Ufer waren vom Licht der untergehenden Sonne überflutet, die Bäume und Felsen schimmerten unnatürlich im Licht der mediterranen Sonne. Ich stützte mich mit den Händen ab und stand endlich auf zitternden Fuß en.

*Der Aktivator!* meldete sich der Extrasinn.

In einer Reflexbewegung griff ich an den Hals, an die Brust. Das lebenswichtige Gerät hing nicht mehr dort! Mich überfiel ein lähmender Schrecken. Ich merkte, wie meine Haut eiskalt wurde.

»Tairi!« murmelte ich und spuckte Salzwasser aus.

Ich nahm mich zusammen und versuchte meine Gedanken zu klären. Der Sturm mußte unmittelbar nach dem Kentern des Bootes aufgehört haben, denn sonst würde ich zumindest noch Wolken am Himmel sehen. Nichts. Ich ging langsam auf den Rand der Sandfläche zu, die jetzt mit Treibgut übersät war. Blätter und Tang, einige Fische, Bretter und Teile des Bootes. Ich suchte Zentimeter um Zentimeter des Bodens ab, fand aber keinen einzigen Fußabdruck. Eine dumpfe Ahnung, über die ich nicht nachzudenken wagte, breitete sich in mir aus. Tairi ... wo war das Mädchen? Sie hatte unmittelbar neben mir den Boden der Bucht unter den Sohlen gefühlt. Ich umrundete die Bucht und begann zu frösteln.

»Wo ist dieser verdammte Aktivator!« knurrte ich, um mich abzulenken.

Ich ging wieder zurück. Das Gerät war wesentlich schwerer als Wasser und würde auf keinen Fall sehr weit fortgeschwemmt worden sein, nachdem es die Kraft der Wellen mir vom Hals gerissen hatte. Die Kette konnte nicht gerissen sein; sie war so gut wie unzerreißbar. Ich suchte den Boden ab und fühlte, wie mir langsam übel wurde. Mein Magen revoltierte gegen das geschluckte Salzwasser. Eine halbe Stunde lang wanderte ich hin und her, wobei ich darauf achtete, meine

Spuren immer dicht nebeneinander zu setzen. Aber unter den Zehen und Sohlen und den suchenden Fingerspitzen fand ich immer nur feuchten Sand, winzige Steine und Muschelschalen. Ich watete so weit hinaus, wie ich konnte und suchte die Ränder der Felsen ab. Ich sah nichts. Absolut nichts. Langsam watete ich wieder zurück und sah im selben Moment den schwarzen Vogel, der an etwas zerrte, das unter dem Treibholz versteckt lag.

Ich zwinkerte und fühlte den Schmerz in jedem Muskel. Als ich näherkam, starre mich der Vogel mit schräggestelltem Kopf an, wippte mit dem Schwanz und flog einen Meter weit fort.

Ich rannte die letzten Schritte und hatte dann die Kette des Aktivators in den Fingern. Wieder schwindelte mir. Ich setzte mich auf den zersplitterten Mast und übergab mich würgend.

Als der Aktivator meine Haut berührte, spürte ich die Wellen, die von ihm ausgingen und mich beruhigten. Aus den Wellen heftigen Schmerzes wurden langsame Schwingungen, die nach einiger Zeit ganz verschwunden sein würden.

»Tairi ...«, flüsterte ich.

Ich ahnte, daß sie ertrunken war. An keiner anderen Stelle dieses Bereiches der Küste hätte sie an Land kommen können. Überall waren steil abfallende Felsen. Und diese Bucht hatte sie nicht verlassen, sonst hätte ich ihre Fußabdrücke sehen müssen. Ich entschloß mich und kletterte mühsam und keuchend die schräge Fläche hinauf bis zum Kamm der Felsen. Von dort oben, wo ich mich gegen einen feuchten Baumstamm stützte, hatte ich einen Ausblick, der es mir erlaubte, die Felsränder und das Wasser abzusuchen. Ich suchte, bis die Sonne den Horizont berührte, aber ich sah nichts.

Dann machte ich mich auf den Weg und erreichte das Haus gegen Mitternacht. Jean und Dié erwarteten mich, und als die junge Frau meinen Gesichtsausdruck sah, begann sie zu weinen.

Zwei Tage später fand Jean unweit unserer Badeplattform den angeschwemmten Körper des Mädchens. Sie war von unzähligen Wunden bedeckt, ihr Gesicht war halb zerschmettert, nur das lange Haar schien unversehrt zu sein und tropfte, als Jean den Körper auf seinen Armen über die lange, steile Treppe hinaufschleppte.

Wir begruben sie auf dem kleinen Friedhof der Siedlung.

\*

Tagelang geschah überhaupt nichts, als sei das Leben in dem weißen Haus auf der Klippe völlig erstorben. Jean huschte verstört und schweigend umher, bereitete das Essen und besorgte alles, was wir brauchten. Ich verkroch mich in meinen Räumen und versuchte, mit diesem zweiten Schlag fertig zu werden. Und eines Tages, oder besser, eines Nachts, geschah, was Dié und ich schon lange geahnt hatten. Ich saß in meinem Sessel, starrte in die Flammen des Feuers und dachte nach. Ich war dieses Lebens überdrüssig; dieses makabre Spiel von Hoffnung und Niederlage, Resignation und kleinen Siegen machte mich krank. Ich hätte mich eigentlich längst daran gewöhnt haben müssen, aber selbst mein Verstand unterlag der Erinnerungsverklärung. Die Dinge verloren nach einigen Jahrhunderten Schlaf ihren eigentlichen Stellenwert und wurden zu Abenteuern. Nur ein Aufenthalt hatte mich bisher derartig niedergeschmettert, daß ich mich nicht einmal unter mentalem Zwang daran erinnern wollte: Die Zeit im »klassischen« Rom unter Nero.

Hinter mir hörte ich ein Geräusch. Ohne nachzudenken wußte ich, daß es Dié war. Sie trat an die Lehne meines Sessels und legte mir die Handrücken gegen die Wangen.

»Sprich nicht viel«, sagte sie leise. Ihre Stimme war ganz dunkel. »Ich verstehe alles.«

Ich nickte zögernd. Ihre Nähe zeigte mir, daß ich nicht allein war.

»Ich halte es einfach nicht mehr aus!« sagte ich. »Und ich erkenne keinen Grund für dies alles. Warum mußte sie sterben?«

»Wir alle, auch die gelandeten Raumfahrer, sind nur Schachfiguren. Jemand spielt mit uns. Nimm es hin und versuche, deinen klaren Verstand zu behalten.«

Sie zog einen zweiten Sessel heran, stellte den Weinkrug und die Pokale auf den Tisch und goß ein.

»Vielleicht tröstet es dich, daß ich mich in dich verliebt hätte, wenn damals nicht Tairi gewesen wäre!« sagte sie. Sie schaffte es, mich aus meinen trübseligen Gedanken herauszureißen. Hastig trank ich einen Schluck Wein und erwiderte:

»Wenn ... ich kann dieses Wort nicht mehr hören.«

Plötzlich fühlte ich mich eingeschlossen, eingesperrt. Ich nahm meinen Pokal, hob ihren auf und sagte mit einer Bewegung des Kopfes:

»Gehen wir hinaus auf die Terrasse. Ich muß atmen können. Und die Sterne ansehen. Sonst werde ich wahnsinnig.«

Wir standen nebeneinander an der gemauerten Brüstung. Dié setzte sich und betrachtete mich, als sähe sie mich zum erstenmal. Dann sagte sie mit Härte:

»Der große Arkonide erstickt am Selbstmitleid. Sieh an. Wenn du es schaffen würdest, ohne den selbstsüchtigen Schleier vor deinen Augen in einen Spiegel zu sehen, würdest du darin etwas erkennen, was dich erschreckt.«

Ich setzte den Pokal ab, nachdem ich einen langen Schluck genommen hatte.

»Ja?«

»Du bist jung und siehst gut aus. Du siehst aus wie ein Mann zwischen fünfunddreißig und vierzig. Du hast dieses Amulett, das dir offensichtlich Gesundheit und langes Leben garantiert ...«

»Zu langes Leben ...«

»Unsinn. Du kannst dich auch selbst umbringen, wenn dies eine Lösung sein sollte. Weiter: Du hast alle Möglichkeiten, die ein Mann auf dieser Welt nur haben kann. Du bist klug und schnell. Du kannst Frauen bezaubern und mit Männern um die Wette saufen. Du kannst fast alles. Und ich bin überzeugt, daß noch mehr solcher positiver Möglichkeiten dort in deinem unbekannten Versteck und Zufluchtsort warten. Du hast nicht den geringsten Grund, mehr angewidert zu sein als jeder andere denkende Mann auf dieser Welt. Ich respektiere den Schmerz um Tairi, aber ich will nicht auch die letzten Illusionen verlieren, indem ich dir zusehe, wie du, selbstvergessen und fast masochistisch versuchst, dir dauernd selbst leid zu tun.«

*Sie hat völlig recht!* kommentierte der Extrasinn.

»Du hast völlig recht«, sagte ich und versuchte ein schwaches Lächeln. »Aber ich verliere leicht

den Kontakt zur Wirklichkeit. Ich habe alles schon zu oft erlebt und durchgestanden. Ich bin in gewissen Stunden besonders anfällig.«

Sie sagte rauh, während sie ihre Finger in meine Hand schob:

»Du wirst Tairi eines Tages vergessen. Früher oder später, und vielleicht kann ich dir dabei helfen, sie etwas früher zu vergessen. Du vergißt, weil du vergessen mußt; das ist ein kosmisches Gesetz. Halte mich fest, Atlan, denn ich bin ebenso einsam wie du.«

Ich schüttelte den Kopf, als ich ihr Haar an meiner Wange spürte. Sie lehnte leicht an meiner Schulter. Wir blickten auf den großen Kessel des Naturhafens, auf dem sich der Mond spiegelte, in Tausende sichelförmiger Blitze zerrissen.

»Die Männer in Versailles haben sich um dich duelliert!«

»Ich weiß«, sagte sie. »Und ich habe sie nicht anders betrachten können als ... ich weiß es nicht. Sie waren uninteressant. Entweder klug, häßlich und ungepflegt, oder fast zu schön, geistlos und hervorragende Jäger.«

Sie lachte leise und streichelte meinen Nacken.

»Auch du bist nicht mein Typ, Arkonide. Ich habe dich lange und analytisch beobachtet. Du bist irgendwie verrückt. Du kommst mir vor wie der Atlas, von dem du uns einmal erzählt hast, dieser Atlas aus der griechischen Sage. Du versuchst, dich gegen die Drehung dieses dritten Planeten zu stemmen. Du bist ein sonderbarer Mann: reserviert und kühl. Und geradezu besessen, wenn du handelst. Du bist sonderbar stark und schwach zugleich. Ich glaube, wenn man dich zum Handeln zwingt, bist du in deinem Element und glücklich. Die Ruhe lähmt dich.«

Wir diskutierten bis tief in die Nacht.

Alles, was wir sagten oder fragten, endete immer wieder in der Nähe des zentralen Themas. Wie konnte man als denkender, intelligenter Mensch auf einem Planeten wie diesem leben.

Natürlich küßten und liebten wir uns in dieser Nacht. Nur in dieser Nacht, denn unser erster Kuß war das Signal zum letzten Akt der Auflösung gewesen.

\*

Am nächsten Morgen schienen wir wieder zwei Fremde zu sein, die sich zufällig in diesem Haus getroffen hatten. Aber alles hatte sich verändert. Als ich auf die Terrasse hinausging, am frühen Vormittag, sah ich mitten in der Bucht ein riesiges Segelschiff ankern.

Es war ein Frachter, der offensichtlich Wasser aufnehmen wollte. Die Fischer des Dorfes ruderten mit ihren Booten zu dem langen, weißgestrichenen Schiff und fingen die Taue auf, die von Bord geworfen wurden.

»Eine Sensation für diese Siedlung!« bemerkte Dié, die lautlos neben mich getreten war.

»So ist es. Sollen wir das Schiff besuchen? Vielleicht lernen wir interessante Leute kennen.«

»Vielleicht!« erwiderte sie lustlos.

Es schien so zu sein. Man brachte Fässer zu Wasser und schlepppte sie nach *Villa Franca*.

Zwei Tage lang wickelte sich ein reger Verkehr von Fischerbooten zwischen dem steinernen Kai und dem Handelsschiff ab. Man zog verschiedene Flaggen auf, und als ich am dritten Tag aufwachte und mich bewegte, rutschte das breite, silberne Armband von meinem Kissen. Ich kannte es: das Funkgerät war eingebaut. Augenblicklich begriff ich, was vorgefallen war. Dié, die von der beschaulichen Ruhe gelangweilt oder erschreckt, hatte die allerletzte Verbindung abgeschnitten. Ich erwartete, wenn ich auf die Bucht hinausblicken würde, daß das Schiff verschwunden war. Ich ließ das Band vor meinen Augen hin und her baumeln.

»Sieh an. Dié hat sich diskret entfernt.«

Ich ging hinaus auf die Terrasse. Selbstverständlich war die Bucht von Villa Franca so leer wie die Monate zuvor. Nur ein einzelnes Fischerboot mit dreieckigem Segel kreuzte langsam im glatten Wasser. Dié hatte auch Jean mitgenommen. Von allem, was mit Versailles in Verbindung zu bringen war, besaß ich nur noch die Pferde und die Kutsche, einen heruntergekommenen Robothund mit abgeschabtem Fell und einige Kisten voller Kleinkram.

Ich war wieder allein auf dieser Welt. Mein einziger Begleiter war der Robothund. Ich hatte nichts mehr zu tun, also fiel mir die Wahl nicht mehr schwer. Ich betätigte die Fernsteuerung meines Gleiters und packte alles zusammen, was ich besaß. Dann setzte ich mich auf die leere Terrasse und wartete.

Ich fühlte es genau: Dieser Aufenthalt ging zu Ende. Wir alle hatten getan, was wir konnten. Für mich war es ein weiteres Glied einer Kette der Nutzlosigkeit. Wieder hatte ich nichts erreicht. Ich war dazu verdammt, auf diesem Planeten zu leben und zu warten, immer noch mit der Sehnsucht nach ARKON im Herzen. Sorgfältig dachte ich über alle die kleinen Schritte nach, die vom Aufwachen bis zum heutigen Tag geführt hatten.

War etwas ausgelassen worden?

*Nein, flüsterte der Extrasinn. Du hast dein Programm, in Versailles entworfen, fast mustergültig erfüllt.*

Konnte ich noch etwas tun?

*Kaum. Du hast zusammen mit den vier kosmischen Vagabunden die Welt um eine Menge wissenschaftlicher Erkenntnisse bereichert.*

Konnte ich noch jemandem helfen – selbst wenn es darum ging, mich abzulenken ?

*Ja. Suche Antoinette de Droyden auf und hilf ihr, leicht zu sterben.*

»Ja«, sagte ich entschlossen zu mir. »Das werde ich tun. Und zwar sofort.«

Ich ging hinunter in die Siedlung und schenkte das Haus dem Geistlichen. Er begriff nicht gleich, was ich wollte, aber dann setzten wir eine Urkunde auf und unterschrieben sie. Mein wichtiges Gepäck hatte auf der Ladefläche des Gleiters Platz. Ich verließ nach Einbruch der Dunkelheit das Dorf und das einsame Schlößchen auf den Klippen.

Der Gleiter schwebte regungslos über den Bäumen der Bucht.

Ich nahm Abschied von dieser Landschaft. Sie lag geisterhaft leuchtend unter dem Licht des vollen Mondes. Eine kaum wahrnehmbare Brise kräuselte das Meer. Ich fühlte mich erschöpft und ausgelaugt wie ein Läufer nach einer langen, erbarmungslosen Strecke. Mir blieb sogar das Glück verwehrt, auf die Ergebnisse meines Handelns stolz sein zu können. Schließlich blieb mir nichts anderes übrig als die Erinnerung, die unverändert frisch und schmerzlich sein würde ... die nächsten Jahrhunderte lang. Das fröhliche Lied, die Gespräche und das Klinnen von Gläsern, das wirkliche Leben, waren verhakt.

Nur meine Stimmung war unverändert resignierend. Wie würde es auf dieser merkwürdigen Welt der Barbaren weitergehen?

Ich drehte den Gleiter und orientierte mich nach den kalten Sternen und dem Kompaß. Stunden später landete ich den Gleiter in der Nähe des Gutshofes der Familie von Droyden. Die Hunde schlugen an, als ich auf den Eingang zuschritt. Die Tiere erkannten mich noch und blieben in meiner Nähe, scheu und bereit, anzugreifen. Es war ziemlich spät geworden. Ich hämrierte gegen die Tür. Es dauerte einige Zeit, bis eine alte Dienerin off nete und eine Laterne hochhielt.

»Herr von Arcon!« flüsterte sie und schlug die Hand vor den Mund. »Ich erkenne Euch. Niemand hat geglaubt, daß Ihr ...«

Sie brach ab, ein trockenes Schluchzen kam aus ihrer Kehle.

»Ich möchte meine alte Freundin besuchen, Nicolette«, sagte ich. »Lebt sie noch?«

Wir gingen durch die leere Halle. Es roch nach kaltem Rauch, nach Wein und feuchtem Hundefell. Vertraute Gerüche. Die Dienerin sagte stockend:

»Madame liegt oben. Sie wird sterben. Oh, es geht ihr gar nicht gut. Sie hat oft von Euch gesprochen!«

Ich sagte leise, nachdem ich meinen Mantel und den Gurt mit Pistolen und Degen abgelegt hatte:

»Bringe mich zu ihr, Nicolette. Und dann hole mir einen kleinen Becher Wein, etwas Braten und ein Stück Brot mit Butter.«

»Ja. Ich tue alles für Euch!«

Wir gingen leise die Treppe hinauf, einen Korridor entlang und blieben vor einer schmalen Tür stehen. Vorsichtig wurde die Klinke heruntergedrückt, knarrend ging die Tür auf. Eine einzelne

Kerze brannte auf dem Tisch, durch einen kleinen Holzschild abgeblendet. In dem Bett lag eine winzige, zusammengeschrumpfte Gestalt. Als wir eintraten, öffnete Antoinette de Droyden die Augen. Sie wirkten in dem faltigen, ausgezehrten Gesicht riesengroß. Der Blick war verstört.

»Atlan!« flüsterte Antoinette.

Die Dienerin begann wieder zu weinen, stellte die Laterne ab, nahm den Kerzenhalter und verließ das Zimmer. Ich näherte mich langsam dem Bett. Ich war kein Arzt, aber ich merkte, daß die Freundin nicht mehr lange zu leben hatte.

»Ich bin noch einmal gekommen«, sagte ich leise, setzte mich auf einen Stuhl neben das Bett und ergriff ihre Hand, »um mich von Euch zu verabschieden, Antoinette. Es ist ein wehmütiger Abschied.«

*Den Aktivator, du Narr!* schrie mein Extrasinn. Ich begriff und lächelte. Daran hatte ich nicht gedacht. Das Gerät konnte auch keine Wunder wirken, aber vielleicht konnte ich ihr die letzten Stunden etwas erleichtern. Ich öffnete mein Hemd, zog den Aktivator über den Nacken und hängte ihn der alten Frau um.

»Es wird der letzte Abschied sein!« sagte sie nach einer Weile. Das Gerät schien ihr Befinden in verdächtiger Eile zu bessern. Der rasselnde Atem beruhigte sich, die bläuliche Farbe der Lippen wich, die Todkranke richtete sich auf.

»Wie geht es den vier Freunden?« erkundigte sie sich nach längerem Schweigen.

Ich berichtete ihr vom Verschwinden Diannot de Jaras, der über die Holländer gesiegt hatte, von der geplanten langen Reise Beatrix', vom spurlosen Verschwinden Royer Arcolas und davon, wie Tairi gestorben war und mich auch Dié zusammen mit Jean verlassen hatte.

»Nun bist du allein, Atlan!« sagte sie und atmete freier. Der Aktivator wirkte ausgezeichnet. Aber trotzdem würde er ihren Tod nicht aufhalten können. »Ein Wunder, dieses Amulett«, sagte sie später. »Ich fühle mich ohne Schmerzen, als ob ich fliegen könnte.«

Wir unterhielten uns über Versailles und den neuen König, dessen hervorstechendes Merkmal seine Verschwendungssehnsucht und eine Ebbe in Frankreichs Kasse waren. Die alte Frau wurde müder und müder.

»Ich werde jetzt schlafen«, sagte sie. »Du gehst zurück in dein Versteck?«

»Ja«, entgegnete ich ruhig. »Ich werde auch schlafen, Antoinette. Länger als Ihr. Aber nicht so tief.«

Ich küßte sie zum Abschied auf die Stirn. Sie schlief ein. Als ich nach einer Stunde keinen Pulsschlag mehr spürte, nahm ich den Aktivator von ihrem Hals und schob ihn wieder unter mein Hemd.

Auch die letzte Verbindung zu diesem Land und zu den Menschen war gerissen wie ein dünner Faden. Ich stand auf, nahm das Tablett mit dem Essen und die Laterne und verließ das Zimmer. Inzwischen warteten in der Halle die meisten anderen Familienmitglieder.

Wir unterhielten uns bis zum Morgen. Erst nach dem Frühstück sagte ich ihnen, daß Antoinette tot war.

Mein Abschiedsgeschenk an Herrn von Droyden war die kleine Waffe und eine Menge von Patronenmunition.

Dann trat der Gleiter seinen letzten Flug an ...

\*

Auch die Rückkehr im frühen achtzehnten Jahrhundert war nicht anders mehr als ein Dutzend ähnlicher Geschehnisse.

Rico empfing mich, und wir packten alle »Andenken« aus und stellten sie in das kleine, improvisierte Museum meiner Kuppel. Die gewonnenen Erkenntnisse und mein persönlicher Bericht wurden auf die Bänder der Maschinen gesprochen, desgleichen die vielen Musikstücke, die von den ausgezeichneten Mikrofonen der Robotspione aufgenommen worden waren. Bilder und die Zeichnungen meiner »Erfindungen« wurden gespeichert. Als ich die vielen Aufnahmen von

Tairi wieder sah, hatte ich es plötzlich sehr eilig, wieder in den biologischen Tief schlaf zu fallen.

»Du wirst warten müssen, Gebieter«, sagte Rico mit seiner unmodulierten Stimme. »Lange warten. Bis die Barbaren ein eigenes Raumschiff bauen können, werden Jahrhunderte vergehen.«

»Und es ist zweifelhaft, ob in dieser Zeit wieder jemand hier landet. Diese kosmischen Vagabunden ... sie haben ihr Schiff zerstört, weil es ihnen hier so gut gefiel. Das werde ich niemals begreifen können.«

Und wieder lief das Programm der Vorbereitungen an.

Die Maschinen bereiteten mich vor, entkleideten mich, legten mich auf die flache Liegestatt und schläferten mich endlich ein. *Das Abenteuer Versailles* war zu Ende.

## 15.

Atlan fühlte sich, als er seine alte Umgebung wieder wahrnahm, als sei er aus einem tiefen Traum erwacht. Aus einem Alptraum, der ihm nicht die Erholung des Schlafes gegeben, sondern ihn ausgelaugt und erschöpft hatte. Seine Kehle war trocken, und er fühlte sich um Jahre gealtert.

»Sie sind erschöpft, Lordadmiral Atlan!« sagte Fancisco Doyen. »Was können wir für Sie tun?«

Langsam drehte Atlan den Kopf und sah in die Augen des Hausherrn. Seltsam! Er kam von seinen Erinnerungen nicht los. Ihm war, als befände er sich noch immer in der Halle des alten Gutshofes, in dessen oberen Räumen die tote Freundin lag. Atlan versuchte ein zögerndes Lächeln und brachte eine Grimasse zustande.

»Nicht viel, Mister Doyen«, murmelte er schwach und atmete tief durch. »Eine heiße und kalte Dusche, ein kräftiges Frühstück – und schon sind Sie mich und das Raumschiff der USO los. Hat sich der Funker noch einmal gemeldet?«

Gabrielle Doyen nickte und erwiederte halblaut:

»Ja. Ich bin hinausgegangen zum Gleiter und habe die Besatzung beruhigt. Sie warten auf Sie, aber sie sagten, Sie müßten sich beeilen. Der Strand sei zum Sonnenbaden und Schwimmen bestens geeignet.«

Atlan stand auf und bewegte seine Schultermuskulatur. Sie war hart und verkrampft und schmerzte vom harten Holz des Sessels.

»Haben Sie jemals von den kosmischen Vagabunden etwas gehört? Vielleicht später, bei einem anderen ... Einsatz?« fragte eine Stimme, die er noch genau kannte. Er erstarrte und blickte hinunter in den anderen Sessel. Dort hob Antoinette Doyen die Hand. Ihre Knie

waren von einer großen farbigen Decke verhüllt.

»Nein!« sagte Atlan. »Niemals wieder. Und die Vorstöße, die ich in späteren Jahren unternahm, sind nicht wert, berichtet zu werden. Sie verstärkten nur noch meinen Horror vor solchen Unternehmungen.«

»Bis auf die Erlebnisse in Rom!« sagte die ältere Frau.

Ihre Augen, ihr Gesicht, der Tonfall ... alles entsprach fast genau dem der echten Antoinette Droyden. Eine verblüffende, fast phantastische Ähnlichkeit. Atlan schüttelte sich und sagte:

»Die Erlebnisse in Rom. Nun, sie waren nicht mehr und nicht weniger anstrengend und hoffnungslos als die Summe aller anderen Missionen. Aber ich werde versuchen, so lange ich lebe, keinem Menschen auch nur ein Sterbenswörtchen über Rom und Nero zu verraten. Außerdem habe ich die Erinnerung an jene Zeit so stark verdrängt, daß es höllisch schwer sein dürfte, meine Erinnerungen anzusprechen. Lassen wir das. Wo finde ich die Dusche, Mister Doyen?«

Der Hausherr nickte und deutete zur Decke. Ein flammendes Morgenrot breitete sich über der Bucht und den Baumkulturen aus. Das Licht ließ die Körper der Roboter aufschimmern. Atlan mußte an das Schiff und an die nächsten Missionen auf dieser Reise denken. Die Suche nach dem *Merkwürdigen Meteor* war ähnlich ergebnislos verlaufen wie sein Abenteuer in Versailles.

»Ich zeige Ihnen alles. Wenn Sie sich erholt haben, wartet ein ausgezeichnetes Frühstück auf uns

alle!«

Eine dreiviertel Stunde später kam Atlan wieder herunter. Er hatte mehrmals kalt und heiß geduscht und fühlte sich wesentlich besser. Der Druck in den Schläfen war vergangen und der schlechte Geschmack auf der Zunge.

»Das Frühstück wartet draußen«, sagte Antoinette Doyen, die offensichtlich auf ihn gewartet hatte.

»Danke«, erwiderte Atlan. »Ich habe eine Frage, die Sie sicher verblüffen wird.«

Als Antoinette ihn anlächelte, erschrak er abermals.

Es war genau das Lächeln der Frau, die auf einem anderen Planeten längst vermodert oder zu Staub zerfallen war. Völlig identisch.

»Sie möchten sicher eine Frage stellen, die sich auf die Ähnlichkeit zwischen jener Antoinette und mir bezieht, nicht wahr?« fragte die Frau, deren Alter Atlan auf etwa hundertfünfzig Jahre schätzen mußte.

»So ist es!« sagte er voller Verwunderung. Eine Reihe dunkler Ahnungen überfiel ihn plötzlich; er konnte sich nicht denken, wie solche verblüffenden Zufälligkeiten überhaupt möglich waren.

»Ich empfehle es Ihnen, Lordadmiral: Lassen Sie alle müßigen Überlegungen zu diesem Thema. Ich weiß mehr, als Sie jetzt vermuten, aber weniger, um etwas erklären zu können.«

Sie war kleiner als er. Wieder schlug seine Erinnerung zu. Sie gingen nebeneinander durch ein System von Türen und winkligen Korridoren, alle weiß gestrichen, hinaus auf die Terrasse. Sie bestand aus einer Anordnung von Glasplatten, die versenkt werden konnten. Jetzt bildeten sie noch einen Schutz gegen die Kühle des Morgens, aber wenn die ersten Sonnenstrahlen kamen, würden sie nicht mehr gebraucht werden.

»Ich ahne manches«, sagte Atlan. »Aber, glauben Sie nicht, daß ich ein Recht auf Wahrheit habe? Schließlich habe ich Ihnen einen wichtigen Abschnitt meines Lebens und der terranischen Geschichte berichtet.«

Die alte Frau bemerkte in leichtem Konversationston:

»Es sind nur meine Träume. Auf diesem Weg besteht eine enge Verwandtschaft zwischen mir und der Vergangenheit. Aber, bitte, schweigen Sie jetzt. Ich möchte nicht darüber sprechen.«

»Einverstanden!« sagte Atlan. Der Geruch starken schwarzen Kaffees erfüllte die Terrasse. Das Licht verscheuchte die lastenden Schatten der Nacht; der Arkonide spürte, wie die Beklemmung und die Verkrampfung langsam von ihm abfielen wie die trockene Haut einer Schlange. Eine Stunde später lehnte er sich

zurück und gestattete sich, vom Hausherrn eine lange Zigarette anzunehmen und langsam und mit Genuß zu rauchen.

»Ich danke Ihnen allen«, sagte er leise. »Ich sah vorhin, daß Sie ein Bandgerät laufen ließen. Darf ich die Aufzeichnung behalten?«

Antoinette Doyen lächelte ihn mit ebensoviel Charme an wie ihre ferne Zwillingsschwester.

»Aber nur, wenn Sie uns mit nächster Post eine Kopie schicken. Ihre Berichte, Lordadmiral, passen ausgezeichnet zu der Musik von Lully und Charpentier.«

»Einverstanden.«

Zwei Stunden später hielt der Gleiter unter den Landebeinen des Schiffes. Das kleine Kommando der United Stars Organisation verließ diesen Planeten, der nur scheinbar nichts mit der Geschichte der Erde zu tun hatte. Aber als Atlan die Sterne sah, die er damals so häufig und mit brennender Intensität vom Boden der Erde aus angestarrt hatte, fühlte er, daß zwischen den Träumen einer alten Frau und der Zeit in Versailles mehr Zusammenhänge bestehen konnten, als er jemals erfahren würde. Und schließlich dachte er kurz an die Zeit, die zwischen Versailles und dem ersten Kontakt mit dem jungen Perry Rhodan vergangen war.

Verglichen mit Rom oder Versailles war sie sozusagen langweilig gewesen ...

Das Schiff verließ die Lufthülle, und der Planet blieb als leuchtende Kugel hinter ihnen zurück. Jetzt herrschten wieder die unveränderlichen Gesetze der Gegenwart.

ENDE

*Bitte beachten Sie die Vorschau auf der nächsten Seite.*

Als PERRY-RHODAN-Taschenbuch Nr. 109 erscheint:

**Das unsichtbare Netz**

**Ein Science-Fiction-Roman von H. G. Ewers**

Mit Perry Rhodan und Raumkapitän Nelson auf der Welt der Totgeglaubten

»Das gigantische Untier raste auf den Hang zu. Seine mächtigen Pranken wirbelten große Wolken Vulkanasche hoch, stießen Felsbrocken zur Seite und arbeiteten sich immer höher. Obo Nakuru und Perry Rhodan warteten am Kraterrand, bis der Blueskin-Grind nur noch zehn Meter unter ihnen war. Dann feuerten sie gleichzeitig ...«

Eine beunruhigende Nachricht aus einem fernen Kugelsternhaufen veranlaßt Perry Rhodan, eine vergessene Welt anzufliegen und dort persönlich nach dem Rechten zu sehen. Ein Nexialist und die berühmt-berüchtigten Geschwister Guy und Mabel Nelson begleiten den Großadministrator des Solaren Imperiums auf dieser gefahrvollen Mission.

Ein Roman aus dem 25. Jahrhundert.

**PERRY-RHODAN-Taschenbuch Nr. 109 in Kürze überall im Zeitschriften-, Buch- und Bahnhofsbuchhandel erhältlich.**